

11 024



**Städtische Volksbücherei**  
**Vor dem Ohlauer Tor**

Ea 95





**DIE WELT  
AUF DER WAAGE**



# DIE WELT AUF DER WAAGE

DER QUERSCHNITT  
VON 20 JAHREN  
WELTREISE

VON  
COLIN ROSS

*29. AUFLAGE*



---

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

1937

CBGiÓŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168700

Umschlag und Einband nach Entwürfen  
von Reinhold Geidel

Erste Auflage . . . . .	Juni 1929
Zweite Auflage . . . . .	Oktober 1929
Dritte Auflage . . . . .	Dezember 1929
Vierte Auflage . . . . .	Dezember 1929
Fünfte Auflage . . . . .	Januar 1930
Sechste Auflage . . . . .	Februar 1930
Siebente Auflage . . . . .	März 1930
Achte Auflage . . . . .	April 1930
Neunte Auflage . . . . .	Juni 1930
Zehnte Auflage . . . . .	August 1930
Elfte Auflage . . . . .	September 1930
Zwölfte Auflage . . . . .	Oktober 1930
Dreizehnte Auflage . . . . .	November 1930
Vierzehnte Auflage . . . . .	Dezember 1930
Fünfzehnte Auflage . . . . .	Januar 1931
Sechzehnte Auflage . . . . .	Februar 1931
Siebzehnte Auflage . . . . .	März 1931
Achtzehnte Auflage . . . . .	Juli 1931
Neunzehnte Auflage . . . . .	Oktober 1931
Zwanzigste Auflage . . . . .	Dezember 1931
Einundzwanzigste Auflage . . . . .	Mai 1932
Zweiundzwanzigste Auflage . . . . .	November 1932
Dreiundzwanzigste Auflage . . . . .	April 1933
Vierundzwanzigste Auflage . . . . .	Januar 1934
Fünfundzwanzigste Auflage . . . . .	Oktober 1934
Sechszwanzigste Auflage . . . . .	Juli 1935
Siebenundzwanzigste Auflage . . . . .	März 1936
Achtundzwanzigste Auflage . . . . .	November 1936

39 / 2850

IV 211

Ea 95

Copyright 1929 by P. A. Brockhaus / Leipzig  
Printed in Germany

Städt. Bibliothek  
Ohlauer  
Tor  
Breslau



11024

NH-69694 N-49 5/12/17



---

## Zu Ende gedachte Gedanken

Vor zwanzig Jahren trat ich, damals als junger Ingenieur, meine erste Weltreise an. Sicher würde es sich gut ausnehmen, wollte ich schreiben, daß ich damals schon den Plan zu dem vorliegenden Buche gehegt hätte, und daß es in den folgenden Jahren langsam in mir herangereift wäre.

Leider ist davon keine Rede. Als ich damals auszog, dachte ich nur daran, die Welt kennenzulernen und Abenteuer zu erleben. Als ich später von der Technik zum Journalismus umsattelte, suchte ich mir stets die Gebiete aus, in denen es Krieg gab oder sonst etwas los war. Diese eine Seelenkomponente, die das Abenteuer sucht, steckt noch heute in mir.

Aber bei all diesen Fahrten und Abenteuern wuchs langsam die Erkenntnis in mir heran, die die Welt nicht nur vom Standpunkt des bunten abenteuerlichen Erlebens betrachtet. Wenn es auch maßlos übertrieben wäre, zu behaupten, daß ich zwanzig Jahre an dem Buche gearbeitet habe, zehn Jahre sind es. Als ich unmittelbar nach Friedensschluß als einer der ersten Deutschen wieder hinaus übers Meer ging, hatte ich einen klaren Plan. Ich war überzeugt, daß dieser Krieg tiefliegende Wurzeln hatte, und daß sich infolgedessen seine Wirkungen über die ganze Welt zeigen mußten, auch in den Ländern, die vom Kriege nicht unmittelbar berührt worden waren. So reifte damals in mir der Plan, diese Nachkriegswelt zu erfassen, diese ganze veränderte, umgepflügte Welt zu bereisen und dann ihr Bild wiederzugeben „durch ein einziges Augenpaar gesehen!“

Je mehr ich aber reiste, desto mehr erlebte ich, daß die Veränderungen in der Struktur des Weltbildes noch viel tiefer gingen, als ich vermutet hatte, daß nicht nur der Krieg sie verschuldet hatte, sondern daß ihre Wurzeln weiter zurückreichten. Ich sah, daß es sich um eine Entwicklung handelte, die schon vor dem Kriege eingesetzt hatte, die sich aber nur durch diesen so hypertrophisch entfaltete. Wenn auch infolge des Trägheitsgesetzes das Leben der Völker teilweise wieder in die Formen der Vorkriegszeit zurückflutete, so konnte das den, der die Welt vor und nach dem Krieg gesehen, nicht darüber täuschen, daß wir inmitten einer der schwerwiegendsten Krisen der Menschheit stecken, daß wir eine ganz große Wandlung durchmachen.

Diese Wandlung habe ich bereits in meinen bisher erschienenen Reisebüchern zu gestalten versucht: in „Südamerika, die aufsteigende Welt“, in „Der Weg nach Osten“, „Das Meer der Entscheidungen“, „Heute in Indien“ und „Die erwachende Sphinx“. Bruchstückweise, wie ich es erlebte, zeichnete ich darin die Umstellung der Rassen, vor allem in ihrem Verhältnis der weißen gegenüber. Ich hatte die Genugtuung, daß Voraussagungen, die ich vor zehn, vor fünf Jahren ausgesprochen hatte, inzwischen eintrafen.

Auf diese Weise nahm dieses Buch mit jeder Reise immer bestimmtere Gestalt an. Ich schrieb es nicht, es schrieb in mir. Die eigentliche Niederschrift der in mir bereits klar formulierten Gedanken aber verschob ich von Jahr zu Jahr. Ich habe einzelne dieser Gedanken schon vor Jahren in Vorträgen geäußert, ganz spontan. Teilweise waren sie mir erst während des Sprechens gekommen. Ich erhielt daraufhin Anträge von Verlegern, sie in Buchform herauszugeben, lehnte das aber ab. Manche dieser Gedanken, die damals neu und überraschend waren, sind heute Scheidemünze geworden und Selbstverständlichkeiten.

Ich lehnte diese Aufforderungen mit der Begründung ab, daß ich erst dann ein zusammenfassendes weltpolitisches Buch

schreiben wolle, wenn ich die ganze Welt gesehen hätte. In Wirklichkeit war der Grund aber, daß mir das Thema unter den Händen allzu anschwell und auf Gebiete übergriff, Anthropologie, Ethnographie, Archäologie, Religionswissenschaft, auf denen ich mich in keiner Weise kompetent fühlte. Ich meinte, ich dürfe dieses Buch erst schreiben, wenn ich mich durch alle diese Gebiete durchgearbeitet hätte.

So wäre das Buch wahrscheinlich nie geschrieben worden, wenn mich nicht ein Zufall dazu gebracht hätte, es in heißer Hast konzentriert niederzuschreiben, gezwungen zu sein, in kurzer Frist zu Papier zu bringen, was seit zehn Jahren in mir herangereift war, ohne die Zeit zu haben, all die vielen Quellenwerke durchzustudieren, die ich mir vorgemerkt hatte.

Kaum war ich mit der letzten Seite fertig, als mein Dampfer nach Australien fällig war. Ich hatte nun sieben Wochen Muße, zu kontrollieren, ob ich wirklich „Gedanken zu Ende gedacht“ und „letzte Konsequenzen gezogen“ hatte. Fern von Europa hatte ich außerdem den andern Gesichtswinkel, das andere Koordinatensystem zur Betrachtung, die so wichtig sind, um ein objektives Bild zu erhalten. Denn wenn es mir gelang, über Kontinente und ihre mutmaßliche Entwicklung richtige Urteile zu fällen, so doch nur, weil ich nie ständig in ein und demselben lebte, und immer von einem neuen aus, von einem weit entfernten objektiven Standpunkt das vorher in der Nähe Durchlebte noch einmal überprüfen konnte. Man glaubt ja nicht, welch anderes Gesicht unsere Probleme und Nöte gewinnen, wenn man sie einmal von den Antipoden aus betrachtet.

Freilich eins kann ich von Australien aus nicht. Ich kann das Geschriebene nicht quellenwissenschaftlich nachprüfen. Es kann sogar sein, daß das eine oder andere Zitat, das ich aus dem Gedächtnis niederschrieb, nicht ganz stimmt. Aber ich bin ja eigentlich nie ein Wissenschaftler gewesen und habe mich immer mehr auf das Erlebte als auf das Erlesene verlassen.

So sind meine Erlebnisse in allen Weltteilen die Grundlagen dieses Buches. Allerdings in weit höherem Maße als in allen meinen bisherigen Büchern habe ich neben den äußeren Erlebnissen die inneren herangezogen.

Es handelt sich in der Hauptsache um drei: Um die Konsequenzen, die sich ergeben, wenn man Gedanken zu Ende denkt, um die Gestaltungskraft einer Hypothese und um die Allmacht des Willens.

Dem „Zuendedenken“ verdanke ich meine richtigen Urteile in weltpolitischen und Rassenfragen. Merkwürdigerweise scheuen sich gerade auf diesem Gebiete die meisten Menschen, letzte Konsequenzen zu ziehen. Ich habe noch keinen Missionar getroffen, der aus seiner Lehre die Konsequenz gezogen hätte, seine Tochter einem Schwarzen zur Frau zu geben. Der Schwarze aber zieht diese Konsequenz. Ich weiß auch nicht, ob sich die englische Kolonialverwaltung der Konsequenzen bewußt ist, die sich aus einer Wirtschaftspolitik ergeben, die bewirkt, daß es Eingeborene gibt, die bessere Automarken fahren als ihre eigenen Kolonialbeamten. Ich sage an sich nichts gegen die Lehre der Missionare oder gegen die englische Eingeborenenpolitik in manchen Kolonien, nur muß man sich auch der Folgen bewußt sein.

Die zweite innere Erfahrung betrifft die Gestaltungskraft der Hypothese. Das Wort Hypothese wird in den folgenden Zeilen sehr oft vorkommen, so oft, daß ich dem Buche schon den Titel „Welthypothese“ geben wollte. Es mag sein, daß ich die Bedeutung der Hypothese, das heißt des landläufigen allgemeingültigen Vorstellungsbildes, überschätze. Sicher aber wird sie im allgemeinen unterschätzt. Ich möchte zum Beweis ein Erlebnis aus dem Krieg anführen.

In der zweiten Hälfte, als schon mit den stärksten Propagandamitteln für die Erhaltung der Stimmung gearbeitet wurde, war verfügt worden, daß Kriegserlebnisse einzelner Unteroffiziere und Mannschaften, Unternehmungen und Heldentaten von örtlicher Bedeutung von den Trägern dieser Hel-

dentaten niedergeschrieben und durch Vermittlung der sogenannten Offiziers-Kriegsberichterstatter und des Kriegspressequartiers den Lokalzeitungen der Heimattorte dieser Leute zugeführt werden sollten.

Im Kriegspressequartier liefen einige hundert Aufsätze ein. Im Grunde handelte es sich immer um dieselben Erlebnisse: Patrouillengänge, Handgranatenüberfälle, Kämpfe um Minentrichter, Aufrollen eines Grabens. Ich hatte einmal Gelegenheit, diese Aufsätze durchzusehen, und war erschüttert über ihre Uniformität. Sie waren alle nach dem Schema abgefaßt, das es bereits für jedes einzelne Unternehmen gab. Aber was schlimmer war, unterhielt man sich mit den Leuten, so erkannte man, daß sie ihr Erlebnis nicht nur konventionell niedergeschrieben, sondern es auch bereits konventionell erlebt hatten. In ihrem Bewußtsein hatten sie den Graben, den Trichter, nicht so erstürmt, wie es sich tatsächlich abspielte, sondern wie sie es in Hunderten von ähnlichen Berichten vorher gelesen hatten.

Damals stieß mir zum ersten Male die Erleben gestaltende Kraft der Hypothese auf. Ich fand sie später immer wieder bestätigt. Von hundert Menschen, die nach Japan reisen, sehen es fünfzig, oder vielleicht sind es neunundneunzig, so, wie sie es in Büchern gelesen haben. So lebte im Bewußtsein der meisten Menschen noch immer ein Japan des „Mikado“ oder Lafcadio Hearn, als es dieses längst nicht mehr gab.

Die Suggestion einer Hypothese ist so stark, daß auch der Wissende sich ihr nicht ganz entziehen kann. Das ist auch der Grund, weshalb ich es nach Möglichkeit vermeide, Bücher über ein Land zu lesen, ehe ich es aus eigener Anschauung kenne.

Was nun das dritte innere Erlebnis anbetrifft: die Allmacht des Willens, so habe ich auch hierüber meine entscheidendsten Erfahrungen im Kriege gemacht, Erfahrungen, die mich lehrten, daß der menschliche Wille unter Umständen Macht über Leben und Tod haben kann. Aber das sind Er-

fahrungstatsachen, über die zu reden ich eine gewisse Scheu nicht abzulegen vermag, ebensowenig wie über gewisse andere Erfahrungen, die manchen Behauptungen zugrunde liegen, die in diesem Buche aufgestellt werden.

Es handelt sich ja bei vielem, was ich hier sage, nicht um Beweisbares. Der eine Leser wird seine Richtigkeit sofort erkennen, auf Grund analoger innerer Erlebnisse, über die er sich vielleicht nur noch nicht klar geworden ist. Der andere wird es nie erfassen, weil er andersartige innere Erlebnisse hatte. Wenn ich dieses Buch „Die Welt auf der Waage“ nenne, so bin ich mir bewußt, daß das Resultat von dem angewandten Gewichtsatz abhängig ist. Ich behaupte nur, daß sich der heute anzuwendende Gewichtsatz gegenüber dem von gestern geändert hat, nicht daß der meinige der richtige oder gar der allein richtige ist. Aber es ist ja bereits viel gewonnen, wenn wir uns nur bewußt werden, daß wir die Summe der überkommenen Vorstellungsbilder von der Welt überhaupt auf die Waage legen müssen und uns nicht mit dem begnügen, was sie für eine vergangene Zeit wogen.

Während der letzten Jahrhunderte hat der Willenswirbel Europas das Antlitz der Welt geformt. Neue Willensballungen fangen an, ihre Kreise zu ziehen, solche fremder Rassen. Es ist Zeit, daß wir aufschauen und aus der Enge unseres Alltags rechtzeitig gewahr werden, daß die Erde in eine neue Phase eintritt, deren Ablauf wir bestimmen können, wenn wir uns nur entschließen wollen.

Adelaide (Südaustralien), Anfang 1929

**Colin Roß**

---

## Vorwort zur 29. Auflage

Zwischen der Niederschrift der „Welt auf der Waage“ und dem vorliegenden Neudruck liegt beinahe ein Jahrzehnt — zehn Jahre voll unerhörten Geschehens und fast unwahrscheinlichen Wandels. Wenn ich meine Weltchau trotzdem noch in der im Jahre 1934 gedruckten 25. Auflage herausgehen lassen konnte, ohne ein Wort zu streichen oder hinzuzufügen, und wenn es auch in der jetzigen Auflage nur geringer Änderungen bedurfte, so darf ich das wohl als ein Zeichen richtigen Schauens buchen.

Die „Welt auf der Waage“ ist ein Versuch, die Weltzusammenhänge — nicht nur die politisch-wirtschaftlichen, sondern auch die geistig-seelischen zu erfassen und die großen Linien des Weltgeschehens zu erkennen. So groß der Wandel auch ist, in dem wir leben, es gibt in ihm ein ewig Unwandelbares, das es zu erfassen gilt.

München, Frühling 1937

Colin Roß





---

1.

## Das alte Weltbild und die Hypothese eines neuen

Um gleich in medias res zu gehen: Die Verschiebung der Stellung der weißen Rasse ist nur eine Seite des unheimlichen Prozesses, den Europa heute durchläuft. Dieses Zusammenbrechen der weißen Autorität über die Farbigen wäre nie mit einer solchen Plötzlichkeit eingetreten, wenn nicht in der weißen Seele etwas gerissen wäre. Es handelt sich um mehr als drohende Rassenkonflikte. Es handelt sich darum, daß das gesamte Weltbild, das die westliche Zivilisation und Kultur in den vergangenen Jahrhunderten aufgebaut hat, zusammenstürzt und damit die europäische Welt selbst, wenn sie nicht rechtzeitig durch ein neues gültiges Weltbild gestützt wird, das als solches geglaubt und akzeptiert werden kann.

Ein gültiges Weltbild, das ist es. Dieses Buch wäre nie entstanden, ich hätte nie das Bedürfnis gehabt, es zu schreiben, gäbe es für den sehenden Menschen von heute noch solch gültiges Weltbild. Um uns eine Vorstellung von diesem Weltbild von morgen zu machen, müssen wir uns erst an das von gestern erinnern. Wie also sah die europäische Welt aus, als sie noch festgefügt schien?

Das Konzert der Mächte bestimmte die Gesicke der Welt. Die europäischen Großmächte waren die Spieler. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kamen dann freilich die Vereinigten Staaten und Japan dazu. Aber sie wurden

eigentlich nur als geduldete Außenseiter angesehen und hielten sich im Grund selbst nicht für ganz gleichberechtigt. Wir alle aber überhörten die Fanfaren, welche die beginnende Änderung, die Verschiebung im Parallelogramm der Kräfte ankündigten: der Spanisch-Amerikanische und der Russisch-Japanische Krieg.

Man erinnere sich: kurz vor der Jahrhundertwende, also vor einem Menschenalter, konnte ein Land wie Spanien es wagen, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären, eine Flotte über den Atlantischen Ozean gegen Amerika zu schicken, ohne — der allgemeinen Lächerlichkeit anheimzufallen. Ja, man diskutierte zu Beginn des Krieges in den europäischen Zeitungen und politischen Zirkeln durchaus ernsthaft die militärischen Möglichkeiten und Chancen dieses Zusammenstoßes zwischen dem winzigen europäischen David, dessen Kräfte man überschätzte, weil er ein Europäer war, und dem amerikanischen Gegner, dessen Heranwachsen zu einem furchtbaren Goliath den europäischen Diplomaten verborgen geblieben war, und dessen ganze ungemessene Kraft sich restlos erst in und nach dem Weltkrieg der europäischen Allgemeinheit enthüllen sollte. Also damals herrschte Europa. Nur den wenigsten Europäern dämmerte eine Idee davon auf, daß dies jemals anders werden könnte. Wie sollte es auch? Man erlebte ja, von Jahr zu Jahr beinahe, wie die Welt sich immer mehr europäisierte und wie die letzten selbständigen Eingeborenenstaaten in Asien und Afrika und in der Südsee sich auf der Landkarte immer restloser mit dem britischen Rot, dem französischen Violett und dem russischen Grün überzogen. Man diskutierte die Aufteilung Chinas unter die europäischen Mächte, und wenn diese noch nicht vollzogen war und wenn sich ein paar unabhängige Staaten wie Persien, Siam, Afghanistan noch einer relativen Unabhängigkeit erfreuten, so nur deshalb, weil die entscheidenden europäischen Mächte sich noch nicht über den Verteilungsschlüssel der Beute einigen konnten.

Das Merkwürdige und Interessante an diesem Prozeß aber war, daß die Masse der europäischen Menschheit restlos von der Billigkeit, Gerechtigkeit und Unvermeidbarkeit dieses Prozesses überzeugt war. Man lebte damals in einer kindlichen, um nicht zu sagen kindischen, Unwissenheit der unerhörten Kulturwerte Asiens und war so restlos von der Höherwertigkeit der eigenen Zivilisation und Kultur überzeugt, daß einem gar nicht der Gedanke gekommen wäre, es sei keine Wohltat, die übrige Menschheit mit der weißen Zivilisation zu beglücken.

In diesem restlosen Überzeugtsein von der eigenen Berufung, von der natur- und gottgewollten Notwendigkeit, die andern Rassen zu europäisieren, lag neben der zufälligen zeitweiligen Überlegenheit Europas in der Technik, vor allem in der Kriegstechnik, das Geheimnis für die an sich durchaus nicht naturgegebene, ja auch nur verständliche Erscheinung, daß die europäische Rasse sich die ganze Erde unterwarf.

Der Glaube an die „Berufung“ der weißen Rasse ist in der Kriegs- und Nachkriegszeit geschwunden, die Technik aber ist geblieben. Sie hat sich sogar phantastisch weiterentwickelt, und zwar nicht nur als Reservat der weißen Rasse, sondern sie wurde von dieser selbst mit allem Drum und Dran der westlichen Zivilisation zu den farbigen Völkern gebracht. Damit wurde zweierlei bewirkt, einmal der Grund zum Ende der weißen Herrschaft gelegt, zum andern wurden die farbigen Völker in den Auflösungsprozeß der weißen Kultur mit hineinbezogen.

Vor allem aber trat etwas ein, was erstmalig und einzig ist seit Menschengedenken: Die ganze Menschheit, alle Völker und Rassen wurden miteinander in Konnex gebracht. Zum ersten Male ist die große Krise, die Zersetzung einer „Welt“ und die Schaffung einer neuen nicht eine Sache, die ein Volk, eine Rasse, allenfalls ein Kontinent mit sich allein abmacht, sondern in einer Wechselwirkung aller Völker, aller Rassen, aller Kontinente zerbricht das „Alte“, entsteht das „Neue“.

Es hat ähnliche Epochen gegeben. Das Zeitalter der großen Entdeckungen war eine, auch Roms Blüte und Verfall. Aber beide Male war das in Mitleidenschaft gezogene Kraftfeld klein, gemessen an der Größe der ganzen Erde. Noch wichtiger ist, daß in beiden Fällen die Kommunikationen viel zu langsam und ungenügend waren. Nicht einmal das Zeitalter der Eisenbahn, des Dampfschiffs und des Kabels konnte eine solche Wechselwirkung der Völker aufeinander bringen, daß man in Wahrheit von einem „Weltgeschehen“ und von „Weltpolitik“ und „Weltwirtschaft“ sprechen kann. Erst jetzt hebt diese Epoche an: mit dem Flugzeug, dem Radio, dem Fernsehen.

Hierin liegt das Neue und gleichzeitig das Kritische. Wir haben noch nicht die geistigen Brücken zu den andern Kulturen geschlagen, uns noch nicht innerlich umgestellt. Es gibt Bücher über alle Erscheinungen des Lebens, aber sie handeln meist von der weißen Rasse und beurteilen die Welt in der Regel nur vom Standpunkt des Europäers oder Amerikaners aus. Je länger ich aber reiste, je intensiver ich die fremden Völker in mir erlebte, desto stärker wurde ich mir bewußt, daß sich heute irgendeine Frage, ob nun eine soziale, eine politische, eine religiöse, nicht mehr isoliert für ein Volk, ja auch nur für einen Erdteil lösen läßt, sondern daß es sich im wahrsten Sinne des Wortes um Menschheitsfragen handelt.

Diese Erkenntnis ist mir durchaus nicht leicht geworden, ja anfangs habe ich sie weit von mir gewiesen. Auf meiner ersten Reise im Osten erschien mir der Unterschied in der ganzen Gefühls- und Gedankenwelt des weißen und des gelben Menschen so ungeheuerlich, so kraß, daß sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen beiden aufzutun schien und ich zutiefst von der Wahrheit des Kiplingschen Wortes durchdrungen war: „Ost ist Ost, West ist West, und niemals werden sie einander treffen.“

Heute denke ich, das war ganz gut und schön, als Kipling das schrieb. Da stimmte es. Aber heute? — Nun, heute

hat sich die Welt gewaltig geändert. Heute sieht sie ganz anders aus. Heute rücken Ost und West aufeinander los, und einmal, morgen oder übermorgen, werden sie sich bestimmt treffen; und nicht nur Ost und West, sondern auch Nord und Süd, und Nord und West, und Süd und Ost.

Einstweilen überragt allerdings der Einfluß des Westens alles andere. Eine gewaltige „Europäisierungswelle“ geht über die ganze Erde. Beinahe kann ich von einer Reise zur andern ihr Fortschreiten konstatieren. Europa, dieses arme, übervölkerte, hypertrophisch entwickelte Europa, durch den Krieg ausgepowert und demoralisiert, muß exportieren, wenn es leben will. Am liebsten würde es ja Menschen exportieren, aber die nimmt man ihm nicht ab, und so muß es ausführen, was es los wird: Waren, Maschinen, Fabrikanlagen, Ideen, wahllos, ohne Rücksicht darauf, daß es sich damit in aller Welt Konkurrenten heranzüchtet und sein eigenes Grab schaufelt.

Es ist das allerdings nicht oder nicht ausschließlich ein Europäisierungsprozeß, sondern auch eine Amerikanisierung; denn die letzte Form der „westlichen“ Zivilisation hat Amerika geprägt und beglückt jetzt damit nicht nur den Fernen Osten, sondern auch das alte Europa.

Dieser Zivilisierungsprozeß besteht nicht nur darin, daß der Neger Hemden trägt und der Japaner Filzhut und Wollwäsche, daß Malaien Autos steuern und Chinesen Flugzeuge, sondern es handelt sich auch um geistige Wirkungen, ohne daß diese freilich unbedingt und immer eine Angleichung an europäische Denkweise bedeuten müssen.

Nun ist es erstaunlich, beinahe könnte man sagen grotesk, daß die Europäer, oder besser die weißen Menschen, ihre Lebensformen und zum Teil auch ihre Ideenwelt erst in dem Augenblick auf ganz breiter Front in die Welt hinaustragen, wo sie selbst nicht mehr so recht daran glauben, wo diese „europäische Zivilisation und Kultur“ brüchig geworden sind, wo zum mindesten die Klarsehenden von uns nicht mehr

unbedingt an die Allgemeingültigkeit unserer Lebensformen und Gesetze glauben und auch im Unterbewußtsein der andern zum mindesten ein Ahnen aufzuckt, daß morgen nicht mehr gelten wird, was heute Gesetz war und in Scherben liegt, was noch vor kurzem auf hohem Piedestal stand.

Wir sind, ein kostbares Gefäß tragend, durch die Jahrhunderte geschritten, durchdrungen von der Heiligkeit und der immanenten Kraft dieses Gefäßes und von unserer Berufung als seinem Träger. Mit der Zeit haben wir alle Völker der Erde daran glauben gemacht, oder vielmehr wir haben uns eingebildet, daß sie daran glauben. Ohne daß wir es merkten, zerbrach dieses Gefäß, und wir tragen nur noch Scherben. Aber wir schreiten noch immer, als wäre es ganz, und als trügen wir noch immer den Schlüssel zur Macht und Erlösung in unsern Händen.

Die andern Rassen aber, die Farbigen, die Mißachteten, die sich zum Teil lange genug dagegen sträubten, unsere Lebensformen anzunehmen, die greifen jetzt nach Scherben, gutgläubig, geblendet von dem ehemaligen Glanz, oder auch wissend, daß es nur noch Trümmer sind, und mit dem Hintergedanken, solch einen scharfen Scherben gegebenenfalls als gute Waffe gegen die im Grunde immer verhaßt gewesene herrschende weiße Rasse gebrauchen zu können.

Man muß diesen Punkt ganz klar herausarbeiten, um zum Verständnis der Erscheinungsformen der heutigen Welt zu gelangen. Es ist ein seltsamer Parallelvorgang, daß in dem gleichen Maße, wie die innere Dekadenz des europäischen Menschen wächst und er an der Überlegenheit und Richtigkeit seiner Welt zweifelt, diese selbe europäisch-amerikanische Zivilisation die ganze Erde überzieht. Dadurch wird die europäische Krise zu einer Weltkrise, und darin liegen die ungeheueren Gefahren, die eine nicht einmal mehr gar zu ferne Zukunft in sich birgt.

Der an sich unverständlich scheinende Prozeß wird dadurch erklärlich, daß nach dem Trägheitsgesetz die euro-

päische Zivilisation weiterrollt, auch nachdem der geistige Antrieb erloschen ist, genau wie sich das Römische Reich zu einem Zeitpunkt die ganze damalige Welt unterwarf und die römischen Lebensformen herrschend wurden, als die geistigen Kräfte erloschen waren, die diese Welt aufgebaut hatten. Der Prozeß wird noch erklärlicher, daß rein äußerlich unsere Zivilisation noch im Aufstieg begriffen ist, ja, daß wir erst am Anfang der technischen Wunder und Möglichkeiten stehen, die uns die geistige Einstellung und die rein auf naturwissenschaftlich-technisches Erkennen gerichtete seelische Kraft der Generationen vor uns erschlossen haben.

Wir Deutsche sollten klarer als die übrigen Völker das Gesicht der europäischen Welt und das mögliche Geschick der weißen Menschen erkennen; denn im kleinen haben wir ja schon durchgemacht, was die Zukunft der weißen Menschheit möglicherweise im großen bringen wird. Es steht damit nicht anders als um uns zur Zeit des Krieges, wo wir siegten und siegten und unsere Fahnen immer weiter in andere Länder hineintrugen, bis wir im Innern immer hohler, immer matter, immer verzweifelter, immer unglücklicher wurden, so daß es zu einem plötzlichen Zusammenbruch von heute auf morgen kommen konnte, der dem Fernstehenden, der keinen Einblick in die inneren Zusammenhänge hatte, heute noch als böser, unerklärlicher Spuk erscheinen muß.

Nebenbei sei übrigens bemerkt, daß in dem großen Angleichungs- und Uniformierungsprozeß der Menschheit es nicht nur eine Europäisierung und Amerikanisierung gibt — mögen diese auch einstweilen eine überragende und scheinbar ausschließliche Rolle spielen —, sondern ebenso natürlich auch eine beginnende Vernegerung, Indisierung und Verchinesierung der weißen Menschen. Einstweilen macht sich diese erst in verschwindendem Maße bemerkbar, schon weil die Berührungsfläche der europäischen Massen mit den fremden Zivilisationen und Kulturen viel geringer ist als umgekehrt. Es läßt sich also einstweilen noch gar nicht übersehen, in

welchem Grad einmal die geistigen Kräfte Afrikas und vor allem Asiens auf die weißen Menschen einwirken werden.

Es ist wahrscheinlich ein Segen, daß diese Kräfte einstweilen noch nicht oder nur in geringem Maße auf die weiße Seele einwirken können. Damit soll nichts gegen ihre „Qualität“, ihren geistigen Gehalt gesagt sein. Aber die weiße Seele befindet sich augenblicklich in einer derartigen Labilität, daß sie sich erst auf sich besinnen, erst die ihr gemäßen neuen Lebens-, Denk- und Glaubensformen gestalten muß, ehe sie sich allzuweit fremden Einflüssen öffnet.

Aus dem gleichen Grunde ist es vielleicht auch zweckmäßig, daß die große Masse der europäischen Menschheit sich des großen Göttersturzes gar nicht bewußt ist. Sie lebt in überkommenen Formen weiter. Aber ein dumpfes Gefühl, daß die alten Gesetze und Regeln keine allgemeine Gültigkeit mehr haben, ist mindestens im Unterbewußtsein vorhanden. Daher kommen die vielen unglücklichen Ehen, die Kindertragödien, die Haltlosigkeit und Unorientiertheit der Jugend, die Krise der Justiz und überhaupt das ganze Zweifeln an Staat und Vaterland, an Gott und der Welt.

Wo man sich der Veränderung bewußt geworden ist, schiebt man sie auf den Krieg. Aber bei etwas genauerem Zusehen wird man erkennen, daß der Krieg keineswegs die Ursache der großen Wandlung ist, sondern daß es sich um einen Prozeß handelt, der sich schon in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts anbahnte. Durch den Krieg ist die ganze Entwicklung nur in solch rasendes Tempo gekommen, hat sich so hypertrophisch entwickelt, daß daher die allgemeine Desorientiertheit rührt.

Die Zäsur des Krieges bedingt noch einen andern Nachteil. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist nur allzu leicht geneigt, die ganze Problematik unserer Zeit dem Krieg zur Last zu legen. Infolgedessen übersieht man natürlich die eigentlichen Ursachen oder verwechselt vielmehr überhaupt Ursache und Wirkung; weiter ist man geneigt, alles für eine



Zeiterscheinung und Kriegsfolge zu halten, und rechnet damit, daß im Laufe der Zeit, je weiter die furchtbare Erschütterung des Kriegs in die Vergangenheit zurücktritt, alles wieder wird wie einst. Diese Geistesrichtung konnte man in Deutschland vor dem Umbruch in gleicher Weise bei den unentwegten Nationalisten wie bei den überzeugten Sozialisten beobachten. Der eine wie der andere war sich gar nicht bewußt, wie sehr, wie unwiederbringlich die Zeit sich geändert hatte. Der eine träumte, wenn auch nicht gleich von der Rückkehr des Kaisers, so doch von der Wiederaufrichtung der alten Machtfülle des Deutschen Reichs, von Revanche, von Machtpolitik, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Voraussetzungen für alle diese Dinge geschwunden sind, daß dafür aber andere, viel größere, auch im nationalen und nationalistischen Sinne größere Möglichkeiten und weltpolitische Chancen sich für Deutschland ergaben, wenn es nur den Zeitgeist und die weltpolitische Konstellation richtig erfaßte.

Noch erschlagender, noch grotesker war das Zurücksinken der Sozialisten und Kommunisten in die Vorkriegsideologie. Da wurde wieder in Sozialismus und Kommunismus und Klassenstaat und Zukunftsstaat gemacht, als hätte es keine Revolution in Deutschland und Rußland gegeben, nicht diesen katastrophalen inneren und äußeren Zusammenbruch des sozialistischen Gedankens in Deutschland und die Notwendigkeit, die sozialistische Idee geistig von Grund aus neu aufzubauen, wenn die Ziele, die ihre Väter aufstellten, nur halbwegs verwirklicht werden sollen.

Wenn man einmal den Dingen unerbittlich zu Leibe geht, den Mut aufbringt, Gedanken zu Ende zu denken, bis zur letzten Konsequenz, so ergibt sich auf vielen Gebieten eine erschreckende Diskrepanz zwischen Form und Inhalt, zwischen Schein und Sein, zwischen Idee und Wirklichkeit.

Eine derartige Betrachtung führt dazu, keine absoluten Größen mehr anzuerkennen. Es gibt kein „Christentum an

sich“, sondern nur ein Christentum Jesu Christi oder der jeweiligen Epoche. Schon das Christentum der Apostel war anders, gar nicht zu reden von dem der Kreuzzüge, der Inquisition, der Reformation und Gegenreformation und dem unserer Tage. Das gleiche gilt von Kunst, von Sitte und Moral, von Ehe, Freiheit, Vaterland, kurz von allen Begriffen, die noch einer Generation vor uns als unumstößliche Wahrheiten galten.

Wir leben nicht umsonst im Zeitalter der Relativität. Das Relativitätsgesetz konnte vielleicht nur in unserer Zeit gefunden werden, und andererseits gibt es unserer Zeit die Note und prägt sie und läßt nichts davon verschont, nicht das Sittengesetz und den kategorischen Imperativ von Kant!

Die Relativitätstheorie ist die Größe und die Gefahr unserer Zeit. Die Tatsache, daß eine bestimmte Strecke nicht immer die gleiche Länge hat, sondern daß diese sich ändert, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie mißt, ist etwas so Ungeheuerliches, etwas so Umstürzendes, daß es eigentlich allem Bisherigen die Basis entzieht. Die Mathematik ist ja bis jetzt die einzige Wissenschaft, die sich umgestellt hat, die die unsichtbare metaphysische Scheidewand durchstieß, die, wie es ihr paßt, mit beliebigen Koordinatensystemen und imaginären Größen rechnet, die sich in unerhörter Kühnheit oder Vermessenheit die vierte Dimension aus dem Reiche des Unwirklichen und Unerforschten holte und damit Rechnungen, Gleichungen und Hypothesen aufstellt, die de facto bereits über jedes Vorstellungs- und Begriffsvermögen der Menschen hinausgehen. Wenn man sich einmal wirklich vorstellt, was eine vierte Dimension heißt, und daß es durchaus nicht a limine von der Hand zu weisen ist, daß sie besteht, und daß wir uns einmal ihrer bewußt werden könnten, so ergeben sich schwindelerregende Konsequenzen.

Aber so weit, so phantastisch, für die meisten Menschen wohl so verrückt und so irrsinnig weit brauchen wir die Gedanken gar nicht schweifen zu lassen. Wenn wir nur im

realsten praktischen Leben bleiben, erkennen wir, daß die Relativitätstheorie durchaus nicht mehr ausschließlich eine Angelegenheit der Mathematiker und Astronomen zu sein braucht, sondern bereits eine Angelegenheit des praktischen Lebens ist.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich als zweites, daß natürlich das Weltbild keineswegs lediglich eine gegebene, von uns unabhängige Größe ist.

Das Gesetz der Relativität gilt auch für das Weltbild. Es ist verschieden, je nach dem Winkel, aus dem wir es betrachten, je nach dem Koordinatensystem, in das wir es stellen. Oder vielmehr: Wir richten uns nicht nur nach der Welt, sondern die Welt richtet sich auch nach uns. Jede Generation oder Folge von Generationen stellt ihre eigene Hypothese von der Welt und dem Weltgeschehen auf. Je nach der geistigen Kraft, die dahintersteht, hat diese Hypothese die Fähigkeit, einen geringeren oder größeren Teil der Menschheit und ihr Geschehen zu beeinflussen. Gerade wenn man vom heutigen Standpunkt die Vorkriegszeit betrachtet, erkennt man, wie sehr die damaligen Zustände der Dinge, die damalige „göttliche und menschliche Weltordnung“ Hypothese waren, allerdings eine Hypothese, die fast die ganze Welt in ihren Bann zwang und drauf und dran war, der weißen Rasse die Herrschaft über die ganze Erde in die Hand zu spielen und dieser ganzen Erde das Gesicht der abendländischen Zivilisation zu geben.

Wirksam kann eine solche Hypothese natürlich nur so lange sein, als ihr hypothetischer Charakter der Masse verborgen bleibt, als die Menschen, das Volk, die Rasse, oder auch die Klasse und Schicht, die sie unbewußt aufstellten, von ihrer „göttlichen Sendung“, der „Berufung“ durchdrungen sind. Dann kann eine solche Hypothese eine so ungeheuer suggestive Kraft erlangen, daß sie wahrhaft Berge versetzt. Alle großen umwälzenden Ereignisse der Weltgeschichte sind aus einer solchen geistigen Einstellung erklärlich: Das Christentum, der Islam, die Zerstörung des Römischen Reiches, die

Eroberung Amerikas durch die Spanier. Im allgemeinen wird der weltgeschichtliche Unterricht mit ein paar Floskeln und Phrasen abgetan. Daß ein Reich wie das römische, ein Reich von solcher Macht und Organisation unter dem Ansturm von ein paar schlecht bewaffneten und schlecht geführten Barbarenhorden zusammenbricht, läßt sich nicht mit der beliebten Phrase erklären, daß die Römer die alten Tugenden verloren hätten und verweichlicht waren. Natürlich waren die Römer verweichlicht, jedes hochzivilisierte Volk „verweichlicht“. Daß aber der verweichlichte Zivilisationsmensch durch eine größere geistige Disziplinierungskraft, eine bewußte Willens-Schulung und -Lenkung in der Lage ist, es auch körperlich mit Naturmenschen aufzunehmen, hat der Weltkrieg in Europa und in den Kolonien gezeigt, wo man genügend Vergleichsstudien zwischen zivilisierten Weißen und barbarischen Farbigen anstellen konnte. Wenn wirklich die Römer körperlich den Germanen unterlegen waren, so machten sie dies zehnmal durch ihre taktisch-strategische Schulung wett, ganz abgesehen davon, daß sie später genügend Barbaren in ihren eigenen Reihen kämpfen ließen.

Nein, das Römische Reich ging unter, weil es geistig zusammenbrach, weil es die innere Spannkraft verlor, weil es die Hypothese von der Welt und der Berufung des römischen Volkes, sie zu beherrschen, die der unbedeutende Volksstamm in Latium einst unterbewußt aufgeteilt hatte, nicht mehr glaubte, und zwar in dem Augenblick nicht mehr glaubte, als römische Technik und Zivilisation sich über die ganze Erde ausbreiteten.

Oder das noch viel krassere Beispiel der Eroberung der Azteken- und Inkareiche durch die Spanier, oder sagen wir gleich richtig: durch einen Haufen, einen lächerlich kleinen Haufen armseliger verdreckter und verlauster Abenteurer. Mit der albernen Begründung von der Überlegenheit und der schrecklichen Wirkung der Feuerwaffen sucht man die phantastische, die ganz unwahrscheinliche Tatsache zu erklären, daß

so gewaltige, so hochkultivierte, militärisch so starke Reiche unter dem Ansturm dieser paar hundert armen Teufel zusammenbrachen. Was waren das schon groß für Feuerwaffen, diese plumpen Hakenbüchsen, aus denen man alle halbe Stunden glücklich einen Schuß abgeben konnte, und diese armseligen Kanönchen kleinsten Kalibers mit Vollkugeln. Wieviel solche Waffen hatte die spanische Räuberbande überhaupt? Noch kein halbes Hundert Gewehre und kein Dutzend Kanonen. Und die ganzen siebzehn Pferde, über die Cortez verfügte! Die wären im ersten Gefecht mit Pfeilen abzuschießen gewesen! Im übrigen war die Bewaffnung gar nicht so verschieden, standen die Obsidian-Streitäxte und Baumwollpanzer der Azteken den Stoßdegen und Brustharnischen der spanischen Rondartschiere gar nicht so viel nach.

Nein, es war ausschließlich der Geist, der Wille, die Hypothese, von der heiligen Jungfrau persönlich berufen zu sein, diese Welt zu unterwerfen und zu bekehren, die die spanischen Waffen siegreich machten, und auf der andern Seite der demoralisierende Gedanke vom „Untergang des Abendlandes“.

Damit sind wir beim springenden Punkt. Wenn man diese Phase der Geschichte einmal klar und kalt zu Ende denkt, so muß man zu der verblüffenden Erkenntnis kommen, daß auch unsere europäische Welt einmal auf ähnliche Weise zugrunde gehen kann. Das klingt phantastisch, lächerlich, absurd! Wie? Wir mit unserer hochentwickelten Technik, mit unsern Maschinen, Autos, Kanonen und Flugzeugen, wir sollten einmal vom Erdboden verschwinden, von irgendeinem Barbarenvolk besiegt, unsere Weltstädte vernichtet, unsere Kultur und Zivilisation weggewischt werden! Ja, von welchem Gegner denn? Es gibt ja keine solchen Horden von urkräftigen Barbaren und Naturvölkern mehr! Und wenn, so wäre es doch eine Kleinigkeit, sie mit unsern Flugzeugen, Tanks und Giftgasen zu erledigen! Ich habe keinen Zweifel, daß ein römischer Bürger zur Zeit des Augusteischen Zeitalters ähnlich gedacht hat, daß ihm ein Untergang Roms politisch wie

kulturell ähnlich unmöglich dünkte wie uns einer der abendländischen Zivilisation. Wenn wir glauben, unsere Technik und Zivilisation könnten nicht untergehen, selbst wenn sie durch eine unvorhersehbare Katastrophe in Europa ausgetilgt würden, da dann doch das weiße Amerika bliebe und Südafrika und Australien, so mußte ein Römer gleichfalls glauben, daß in einem entlegenen Winkel Galliens, Britanniens, Syriens oder Libyens sich römische Kultur über den Untergang Italiens hinaus halten müßte. Gemessen an den Verkehrs- und Nachrichtenmitteln der damaligen Zeit war das Römische Reich so groß oder größer als heute die ganze Erde.

Die Möglichkeit des Untergangs einer Kultur, einer Zivilisation, eines Reiches ist gänzlich unabhängig von ihren materiellen Mitteln und von dem Niveau ihrer Technik. Wie bei der Schöpfung handelt es sich auch beim Untergang um geistige Prozesse. Es ist ganz gleichgültig, welche Erfindungen wir noch machen, welche Höhe unsere technische Zivilisation noch erklimmen mag, unsere Lebensformen können doch wieder auf primitive Zustände herabsinken, wenn eine Änderung der geistigen Grundeinstellung der weißen Menschen diesem Apparat die Basis entzieht. Es ist durchaus eine Mentalitäts- und Gemütsverfassung denkbar, in der alle unsere heutigen technischen Glanzleistungen sinnlos, wertlos, vielleicht sogar schädlich oder auch nur bedeutungslos erscheinen, und damit ist das Signal zu einem technischen Abstieg gegeben, der unter Umständen in rapidem Tempo erfolgen kann, zumal wenn er sich, was wahrscheinlich erscheint, mit Naturkatastrophen, geistigen Epidemien und Einbrüchen fremder Rassen paaren würde.

Es erscheint durchaus glaubhaft, wahrscheinlich oder vielmehr zwingend logisch, daß sich der Lebensablauf von Einzelmenschen wie der ganzer Völker und Rassen, ja der ganzen Erde und Menschheit schicksalhaft vollzieht, auf Grund kosmischer Gewalten, göttlicher Kräfte. Aber nichts spricht dagegen, sondern alles dafür, daß der Mensch wie die Menschheit

teilhaben an diesen kosmischen Gewalten und diesen göttlichen Kräften, daß sie also ununterbrochen „mitweben an der Menschheit lebendigem Kleid“.

Wird somit das Bild der Welt abhängig von der Hypothese, die wir von ihr aufstellen, und der Ablauf des Weltgeschehens abhängig oder zum mindesten beeinflußbar von unserer geistigen Einstellung, so ergibt sich die unterbewußte und bewußte Ausstellung der Weltbildhypothese des 20. Jahrhunderts als wichtigste und dringendste Aufgabe unserer Zeit.

---

## 2.

# Die Verteilung der materiellen und geistigen Machtsphären der Rassen über die Erde

Wenn die Wissenschaft eine Hypothese aufstellt, so kümmert sie sich zunächst nicht darum, ob die von ihr umfaßten Naturzustände wirklich der Hypothese entsprechen. Diese ist vielmehr eine Hilfskonstruktion; und ganz unabhängig davon, ob sie richtig ist oder nicht, kann sie der Wissenschaft unschätzbare Dienste leisten und die Forschung ein gut Stück weitertreiben.

Aber ebenso wie die wissenschaftliche Hypothese nicht willkürlich aufgestellt werden kann, sondern nur aus einem bestimmten Erkenntnisbereich heraus und einer bestimmten Anzahl von Erscheinungen gemäß, ebensowenig ist dies bei einer Welthypothese der Fall. Wenn wir uns jetzt bewußt werden wollen, welches Antlitz die Welt die nächsten 100 oder 1000 Jahre tragen soll, oder anders ausgedrückt, von welchem Gesichtswinkel aus wir sie betrachten, in welches Koordinatensystem wir sie stellen wollen, so vermögen wir natürlich ebensowenig frisch ins Blaue hinein zu konstruieren, sondern können die neue Hypothese nur auf Grund der alten aufstellen. Erst aus einer kritischen Sichtung des Bestandes unserer Vorstellungen von Welt, Menschheit und Leben, Rassen, Völkern, sozialen und politischen Institutionen, Mensch, Maschine und Materie kann sich in unserm bewußten und unbewußten Sinn



ein Bild von der Welt formen, von dem wir mit allgemeiner Gültigkeit zu sagen vermögen: Das ist die Welt. —

Dieser Prozeß vollzieht sich dauernd in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Weltepochen, und wir befinden uns augenblicklich mitten darin. Es ist natürlich lediglich ein Versuch, sich dieses unterbewußten Prozesses bewußt zu werden, und es bleibt abzuwarten, ob derartige bewußte Formulierungen diesen Prozeß beschleunigen oder überhaupt beeinflussen können. Der Nachrichtenapparat unserer Zeit spricht dafür, denn er erlaubt es, durch Presse, Bild, Film und Radio einen Vorstellungsinhalt mit geradezu unheimlicher Geschwindigkeit praktisch fast der ganzen Menschheit zugänglich zu machen. Andererseits hat die Intensität der Übermittlung einer Idee durch diesen Nachrichtenapparat sich in beinahe groteskem Maß vermindert. Käme heute ein neuer Prophet oder Heiland auf die Erde, so könnte er seine Heilslehre in spätestens einem Jahre, vielleicht schon in einem Monat, der ganzen Menschheit verkündet haben; nur daß die Dauer dieser Lehre wahrscheinlich in gleichem Verhältnis zu der Schnelligkeit ihrer Verbreitung stehen würde.

Ich glaube daher, daß heute oder vielleicht heute erst recht eine neue Idee, ein neuer Glaube nicht auf dem Weg der Propaganda, der Vereins- und Verbandsgründung, der Zeitschriften und Broschüren durchgesetzt werden kann, sondern daß dies nur durch unterbewußte Einwirkung möglich ist. Nur wenn es gelingt, das gleiche seelische Vorstellungsbild, das gleiche geistige Erlebnis in andern erstehen zu lassen, ist die wirklich tiefe und stoßkräftige Ausbreitung einer neuen Idee, eines neuen Gedankens möglich. So ist auch dieses Buch zunächst nichts anderes als meine ganz persönliche Auseinandersetzung mit den Ideen, Gedanken und Vorstellungsbildern, die im Verlauf meiner Reisen sich mir zu immer realeren Gestalten verdichtet haben. Dieses in mir entstandene Vorstellungsbild kann und soll nicht ohne weiteres übernommen werden. Eine kritiklose Übernahme des überkommenen Bestandes

an geistigen Vorstellungen ist nur in einer Zeit möglich, wo die Hypothese der Welt unangetastetes und unantastbares Gut ist. Wir aber leben in einer Zeit der Relativität, in einer Zeit, wo wir erst eine neue, uns Heutigen gemäße Hypothese aufstellen müssen. Darum kann ich mir auch eine Wirkung von diesem Buch nur bei Menschen denken, in denen der gleiche Auflösungs- und Neuschöpfungsprozeß im Gang ist, und die durch ähnliche Gedanken von anderer Seite her sich dieses Prozesses bewußt werden.

Wenn wir den überkommenen Bestand sichten und eine neue Hypothese aufstellen oder richtiger ausgedrückt, der uns gemäßen bewußt werden wollen, müssen wir uns mit drei Faktoren auseinandersetzen: Mit den gesellschaftlichen Institutionen, mit den Naturkräften und unserm Verhältnis zu ihnen, also insbesondere auch mit der „Maschine“ und schließlich mit Gott, also mit jenen kosmischen und rein geistigen Gewalten, die auch im Zeitalter des reinen Materialismus noch immer hinter den Dingen stehen.

Als Ideal erschiene es, diese Auseinandersetzung generell für die ganze Menschheit zu machen. Aber so weit sind wir noch lange nicht, und wenn ich eingangs von dem Europäisierungsprozeß sprach, der wie ein Lauffeuer über die ganze Erde geht, so darf man nicht verkennen, daß er zunächst rein äußerlich ist, sich also bisher lediglich auf die Übernahme der europäischen Zivilisation erstreckt. Selbstverständlich haftet der Geist an der Maschine, nehmen farbige Menschen, die europäische Kleidung tragen, in europäischen Häusern wohnen, in europäischen Autos fahren, mit der Zeit auch mehr oder weniger vom europäischen Wesen an. Aber das ist ein Prozeß, der noch in den allerfrühesten Anfängen steckt, und so wenig ich irgendwelche Rassenvorurteile habe und einen Menschen seiner Hautfarbe wegen für irgendwie minderwertig halte, so klar erkenne ich doch die nicht so leicht zu überbrückende Kluft, die zwischen den Rassen klafft.

Der Versuch einer neuen Welthypothese läßt sich daher heute und wohl auf lange Zeit hinaus für uns nur vom Standpunkt des Europäers aus machen. Ich weiß nicht einmal, ob man sagen kann, des weißen Mannes, da europäischer und amerikanischer Geist sich bereits deutlich auseinanderzuentwickeln beginnen; selbst von Europa kann man ja nur sehr euphemistisch als von einem einheitlichen geistigen Begriff reden.

Ehe daher in die prinzipielle Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Institutionen, mit der Natur und Gott eingetreten wird, muß erst das Schachbrett der Erde auf seinen gegenwärtigen Stand geprüft werden: Welche Positionen nehmen die verschiedenen Rassen ein, und wie schneiden und überschneiden sich ihre geistigen und materiellen Einflusssphären und Machtsphären?

Wir brauchen, um uns der heutigen Situation bewußt zu werden, einen geschichtlichen Rückblick, dazu ist es aber nicht nötig, bis in die ältesten Zeiten zurückzugreifen, und wir können uns auf jenen Festlandsblock beschränken, den wir gemeinhin Europa-Asien nennen. Die hohen und bedeutenden Kulturen, die es in vorgeschichtlicher Zeit in Amerika und Afrika gegeben haben mag, können unberücksichtigt bleiben, da eine Einwirkung auf heute nicht nachweisbar ist; ebenso kann das ganze Kräftespiel der indogermanischen Völkerwanderung außer acht gelassen werden. Beginnen wir mit dem Zeitpunkt, in dem Europa sich als selbständiger Begriff von dem Mutterkontinent Asien absonderte, so haben wir durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch einen ständigen Kampf um die Hegemonie zwischen den beiden Komplexen Asien und Europa. Drängt zur Zeit der phönizischen Expansion und der Perserkriege Asien gegen Europa vor, so schlägt im Alexanderzug und stärker noch mit der Ausbreitung des römischen Weltreiches das Pendel zurück. Dann kommt freilich eine böse Periode für Europa. Hunnen, Awaren und Mongolen dringen bis in das Herz Europas vor, Sarazenen be-

drohen es von Süden her, die Türken von Osten. Es sah eine Zeitlang nicht sehr beruhigend für Europa aus, und wir sollten uns ab und zu recht intensiv in diese Geschichtsepoche zurückversenken, um das wirkliche Kräfteverhältnis zwischen den Rassen richtiger zu würdigen und eine auch heute noch mögliche neue Bedrohung Europas durch Asien nicht zu unterschätzen.

In den letzten 400 Jahren wendete sich das Blatt dann wieder in einer Weise, daß die Selbstüberschätzung des Europäers oder, genereller gesprochen, des weißen Mannes durchaus verständlich wird. Die Ereignisse des Weltkriegs und der Nachkriegszeit haben allerdings etwas Wasser in den Wein der europäischen Selbstüberhebung gegossen, aber das Bewußtsein von einer möglichen asiatischen Bedrohung, von einem Aufschäumen der farbigen Welle ist doch nur sehr oberflächlich; die meisten Europäer können es sich ganz unmöglich vorstellen, daß ein weißes Land einmal Kolonie eines farbigen Volkes werden könnte.

Eine solche Möglichkeit ist jedoch durchaus nicht von vornherein von der Hand zu weisen, wenn die weiße Rasse in der bisherigen Selbstzersplitterung und Unterschätzung der Farbigen fortfährt. Man muß sich klar werden, daß die politische Beherrschung der Erde durch die weißen Völker, wie sie um die Jahrhundertwende am sinnfälligsten in Erscheinung trat, keineswegs in der geistigen oder körperlichen Überlegenheit der weißen Rasse begründet lag, sondern daß hier eine ganze Reihe, man möchte beinahe sagen, zufälliger Faktoren zusammenwirkte.

---

### 3.

## Amerika und Australien als weiße Kontinente

Den Ausgangspunkt der weißen Expansion über die Erde bildete die Störung des Gleichgewichtsverhältnisses zwischen Geburt und Tod in Europa. Die Fortschritte in Medizin und Hygiene, das Verschwinden jener Seuchen, Pestilenzen und Hungersnöte, wie sie noch im Mittelalter die europäische Menschheit dezimierten, verursachten zunächst einmal den Geburtenüberschuß, der aus Europa herausdrängte. Er bekam dann seine Stoßkraft durch die damals entstehende Hypothese von der Berufung des christlichen Europas, die Welt zu bekehren und zu unterwerfen. Da diese geistige Hypothese durch die Goldströme, welche die Eroberungszüge nach Europa brachten, sehr angenehm fundiert wurde, erhielt sie doppelte Gewalt.

Von dem im Grunde unerklärlichen Wunder des raschen Zusammenbruchs der großen Indianerreiche in Mittel- und Südamerika habe ich schon gesprochen. In den übrigen Teilen des amerikanischen Kontinents fanden die europäischen Usurpatoren leichtere Verhältnisse vor, da sie hier auf Stämme stießen, die zwar kriegerisch, aber schlecht organisiert und schlecht bewaffnet waren und miteinander in bitterster Fehde lebten. Auch scheuten sie sich ja nicht, sie mit den gemeinsten und brutalsten Mitteln auszurotten. Diese bodenlos niederträchtige, aber von praktischen Gesichtspunkten aus äußerst nützliche und zweckmäßige Ausrottung der nordamerikani-

schen Indianer gab der weißen Rasse dieses ideale Siedlungsgebiet, das ihr eine solche unbegrenzte Ausdehnung und damit einen gewaltigen Vorsprung über die immer noch auf ihrem alten beschränkten Raum zusammengedrängten asiatischen Völker ermöglichte. Nun aber ergibt sich die Frage, wie weit die Interessen der amerikanischen Weißen mit denen der europäischen identifiziert werden können. Der dauernde Sieg der weißen über die farbigen Rassen erscheint jedenfalls nur bei einem Zusammengehen dieser beiden Teile der weißen Menschheit gesichert.

Mittel- und Südamerika sind nicht ganz so restlos Gebiet des weißen Mannes geworden wie der Norden des Kontinents. Man schlug hier eine andere Methode ein, das Rassenproblem zu lösen. Man rottete die Einwohner nicht aus, sondern vermischte sich mit ihnen und erkannte das Mischblut als gleichberechtigt an. In Brasilien trat zu der europäisch-indianischen Blutmischung noch ein guter Schuß Negerblut, denn die Portugiesen vermischten sich unbedenklich auch mit den zahlreich importierten Negerklaven. Damit vermied man hier jene überaus gefährliche Rassenfrage, die in Nordamerika die zehn Millionen nicht assimilierten und den Weißen in unversöhnlichem Gegensatz gegenüberstehender Schwarzen und Mulatten bilden.

Man kann vom eugenischen Standpunkt aus über die Zweckmäßigkeit der Rassenmischung sehr verschiedener Ansicht sein. Ich persönlich muß sagen, daß die Mischung von europäischem und Indianerblut in Südamerika hervorragende Resultate gezeitigt hat. Alle südamerikanischen Nationen, Argentinier, Chilenen, Peruaner, Bolivianer usw. sind Mischblut, mit dem einzigen Unterschied, daß bei dem einen das indianische, bei dem andern das europäische Bevölkerungselement stärker hervortritt. Der ungeheure Vorteil dieser Vermischung ist jedoch, daß Südamerika keine Rassenfrage kennt und dort einheitliche, rassenmäßig geschlossene Nationen entstanden. Nun gibt es allerdings in manchen südamerikanischen Repu-

blicken, wie Paraguay und Bolivien, noch einen überaus großen Bestandteil von unvermischten vollblütigen Indianern. Dieser Bestandteil ist so groß, daß eine „rote Gefahr“ nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen ist, um so mehr, da in den bolivianischen und peruanischen Hochlandindianern durchaus noch die Erinnerung an die Inkazeit lebt. Alle diese südamerikanischen Republiken mit starker Indianerbevolkerung passieren augenblicklich eine Gefahrenzone. Die indianischen Massen werden von einer weißen bzw. Mischlingsminderheit durch zwei Mittel im Zaume gehalten; einmal durch brutalste Gewalt — in manchen dieser Länder gibt es noch reine Sklaverei — und zum andern durch das Nichtbestehen einer „Farbenschanke“. Energischen und tatkräftigen Indianern steht der Aufstieg in die weiße Oberschicht durchaus offen. In diesen Republiken hat es immer Vollblutindianer als Minister und Präsidenten gegeben und gibt es heute noch. Diese verlieren merkwürdigerweise ebenso völlig ihr Rassenbewußtsein, sobald sie zur Macht gelangen, wie die rein indianischen Truppen, die im Fall von Aufständen von ihren weißen Offizieren gegen ihre eigenen Stammesgenossen geführt werden. Das Gefahrenmoment besteht darin, daß einmal diese arrivierten Vollblutindianer ebenso wie die indianischen Truppen sich ihrer Rassenzugehörigkeit zu den armen Indios bewußt werden könnten und zum andern, daß eine bolschewistische Agitation die Indios beeinflussen und die in ihnen schlummernden Erinnerungen an die Inkazeit zu neuem Leben erwecken könnte. Es ist an sich durchaus die Möglichkeit gegeben, daß heute ein Inka aufsteht und die modernsten bolschewistischen Ideen als Rückkehr zur alten Inkaherrlichkeit verkündet, denn man darf nicht vergessen, daß das Inkareich eine Theokratie auf kommunistischer Grundlage war. Die Furcht aller südamerikanischen Republiken vor „Bolschewismus“ und „Bolschewisten“ hat in dieser Unsicherheit gegenüber einem möglichen Ausbruch und Aufstand der Indios ihre tiefste Wurzel.

Der Aufstand der indianischen Massen ist so lange ungefährlich, wie die herrschende Geisteshaltung und Gefühlsrichtung in der betreffenden Republik „weiß“ ist. Solange der auf der sozialen Stufenleiter aufsteigende Indio sich bemüht, „weiß zu denken“ und in den Lebensformen wie Anschauungen der herrschenden Schicht ein Ideal sieht, dem er nachzueifern sich bemüht, solange ist die Gefahr nicht unmittelbar, da sich so lange auch genügend Indianer finden, die bereit sind, gegen ihre eigenen Brüder zu fechten. Das Wiedererwachen des Roten Mannes bereitet jedoch einen Umschwung vor. In manchen lateinamerikanischen Republiken wie insbesondere in Mexiko fangen die Indianer, ja selbst die Mischlinge an, „rot zu denken“. Weißes Blut bedeutet nicht mehr ohne weiteres Vorbild und Vorzug, sondern stellenweise bereits das Gegenteil. Breitet sich diese Geisteshaltung aus, so ist der weiße Charakter Ibero-Amerikas ernsthafter bedroht als durch den blutigsten Indianeraufstand.

Die brutale Überrumpelung eines ganzen Kontinents und sein Nutzbarmachen für die weiße Rasse ist nur noch einmal gelungen, und zwar bei Australien. Dieser Erdteil ist in noch viel höherem Maße weiß als Amerika. Hier hat man mit den Ureinwohnern noch gründlicher aufgeräumt — allerdings mit Methoden, die einen schauern machen. Auf Vertilgung von Eingeborenen standen Prämien wie auf die von Raubzeug. Die Sorgen mit einer später eingeführten fremden Rasse, wie die Nordamerikaner sie mit den Negern haben, kennt man hier auch nicht, denn was man zu Anfang und Mitte des vergangenen Jahrhunderts an Fremdrassigen, wie Chinesen und Kanaken, als Arbeiter importierte, hat man fast restlos wieder eliminiert.

Allerdings wurde Australien kein solches Reservoir für Europas Bevölkerungsüberschuß und brachte auch keine solche Vermehrung der Weißen auf der Erde. Einmal bot das wasserarme Land viel ungünstigere Bedingungen als die Savannen und Prärien Amerikas, und dann stoppte Austra-



lien auch viel früher den Einwanderungsstrom als Amerika, ebenso wie die Australier sich sehr früh der Geburtenkontrolle bedienten. Die Folge ist, daß der Kontinent mit seinen noch nicht sechs Millionen Weißen keine Stärkung der weißen Rasse bedeutet, sondern im Gegenteil einen Gefahrenpunkt; denn dieses leere Land könnte schätzungsweise mindestens 100 Millionen aufnehmen und bietet also eine starke Verlockung für die Monsunländer Ost- und Südostasiens, die unter ihrem Bevölkerungsüberdruck fast zerspringen.

Andererseits sind die Australier natürlich ganz anders mit den Rassensorgen Europas verflochten, sind sie doch die Exponenten der weißen Rasse und der Vortrupp in einem etwaigen Rassenkrieg.

---

#### 4.

## Die Rassenfragen und Kolonialprobleme Afrikas

Das gleiche gilt von den weißen Bevölkerungssplittern in Süd-, Ost- und Nordafrika. Die Besiedlung des afrikanischen Kontinents durch den weißen Mann zeigt, verglichen mit Amerika und Australien, ein ganz anderes Bild. Von einem unaufhaltsamen Vordringen der Weißen ist hier keine Rede. Es gibt doch immerhin zu denken, daß die Südafrikanische Union, in die die ersten holländischen Kolonisten ungefähr zu dem gleichen Zeitpunkte kamen, als die „Mayflower“ vor der nordamerikanischen Küste ankerte, heute nur anderthalb Millionen weiße Einwohner zählt, die nichts bedeuten gegenüber den 110 Millionen der Vereinigten Staaten. Natürlich spielte hier auch die Ungunst der klimatischen und Bodenverhältnisse mit. Aber das erklärt nicht alles. Südafrika hat auf weiten Strecken ein Klima, das den Weißen mindestens so zuträglich ist wie große Teile der Vereinigten Staaten, und Boden- und Wasserverhältnisse würden auch die Existenz einer viel größeren weißen Bevölkerung erlauben, als heute dort lebt. Eine große Rolle spielt jedenfalls, daß die Ureinwohner sich nicht in gleichem Maße und in gleichem Tempo ausrotten ließen wie die nordamerikanischen Indianer. Sie waren zum großen Teil nicht weniger kriegerisch, dazu aber besser organisiert; man denke nur an die Zulus und ihren Militärstaat, der den Engländern genug zu schaffen machte. Dann aber waren sie, was wichtiger ist, anpassungsfähiger, geschmei-

diger, elastischer. Sie gingen, wo sie besiegt waren, nicht zugrunde, sondern hielten sich neben den Weißen mit einer Vitalität, die heute der Südafrikanischen Union größtes Kopfzerbrechen macht. Da andererseits die Weißen in Afrika, Buren wie Engländer, es verschmähten, sich mit den Schwarzen zu vermischen, blieb auch der in Südamerika eingeschlagene Weg zur Lösung der Rassenfrage durch Vermischung ungangbar. So haben wir heute in Südafrika das schwere, kaum lösbare Problem, wie die weiße Minderheit und die schwarze Mehrheit auf die Dauer friedlich nebeneinander leben sollen.

Diese Rassenfrage gibt es nicht nur in Südafrika, sondern sie ist für den ganzen Kontinent das eine große und letzten Endes unlösbare Problem. Es ist interessant, daß die Rassenfrage erst auftauchte, zum mindesten dem europäischen Menschen erst bewußt wurde, als mit dem Weltkrieg der große Stopp in der Expansion der Weißen über die Erde eintrat, und man erst daran ging, einmal die Rassenbilanz auf der Erde zu ziehen. Man hatte bisher, in seiner Hypothese von der Berufung und der unendlichen Überlegenheit des weißen Mannes befangen, gar nicht daran gedacht, daß einmal in Afrika Rassenkomplikationen entstehen könnten und daher da und dort nach den verschiedensten Methoden, wie es einem gerade paßte, drauflos kolonisiert. Wirklich zielbewußte, rassenmäßige Kolonialpolitik haben in Afrika nur die Buren und die Portugiesen getrieben. Beide gingen von dem einen Gedanken aus, daß unbedingt und unter allen Umständen die Überlegenheit des weißen Mannes über die Schwarzen aufrechterhalten werden mußte, und daß dazu jedes Mittel recht sei. In erster Linie erstreckte sich diese Methode auf die Schwarzen, die in die unmittelbaren Dienste der weißen Herren traten. Die wilden Stämme ließ man möglichst ungeschoren und ging auf kriegerische Verwicklungen nur ein, wenn es nicht zu vermeiden war. Sie wurden dann jedoch mit unerbittlicher Grausamkeit ausgefochten. Nur in einem Punkt unterschieden sich Portugiesen und Buren; die ersteren vermischten sich wahllos

mit den Schwarzen, während die Buren sich im allgemeinen fast rein weißblütig erhielten. Auch heute kommt es im allgemeinen kaum vor, daß ein Bur, der als Junggeselle ganz allein unter Schwarzen lebt, sich eine farbige Frau oder Geliebte nimmt. Die weiße Frau in der Nachbarschaft — mag sie auch 100 Kilometer entfernt sein — wacht sorgfältig darüber, daß solche unsühnbare Verstöße gegen das Rassenbewußtsein nicht vorkommen. Die Portugiesen in Angola oder Mozambique aber sind fast durchweg Mischlinge. Die Mischung mit Negerblut hat freilich den Vorteil, das afrikanische Klima erträglicher zu machen; andererseits schwächt es natürlich den Abstand des Weißen vom Schwarzen. Durch rigorose Strafen — die Portugiesen sind das einzige europäische Kolonialvolk, das noch offiziell die Prügelstrafe beibehalten hat — haben sie es jedoch bis jetzt verstanden, ihre Herrschaft über die Schwarzen aufrechtzuerhalten. Die übrigen europäischen Kolonialvölker haben die verschiedenste Politik getrieben, je nach den persönlichen Ansichten der einzelnen Gouverneure und Kolonialbeamten und je nach den negrophilen oder negrophoben Stimmungen im Heimatland, dem größeren oder geringeren Einfluß der Missionen, der Exporteure, der Pflanzler oder Siedlerkreise. Die unlogischste Haltung haben die Engländer eingenommen, die in einzelnen Kolonien eine ähnliche Eingeborenenpolitik treiben wie die Südafrikanische Union, den Schwarzen also den Aufstieg verwehren, während das Ziel der Verwaltung darauf hinausläuft, den Farmern und Minen möglichst zahlreiche, billige und willige Arbeitskräfte zu sichern. In andern Kolonien dagegen, wie in Nigerien oder Uganda, gibt die englische Verwaltung den Negern alle Möglichkeiten und fast schon völlige Gleichberechtigung mit den Weißen. Angeblich waren für diese Politik rein humanitäre Ideale maßgebend, und in dem kolonialen Propagandakampf gegenüber Deutschland wurde ja gerade Nigerien gegenüber Kamerun als Muster und Ideal hingestellt, was man in Ostafrika bei einem Vergleich der britischen und deutschen Kolonien weni-

ger tun konnte. Neben dem Einfluß der Missionen und rein negrophiler Kreise, deren ideales Interesse nicht bestritten werden soll, waren aber natürlich die Einflüsse der Exportindustrie maßgebend, die in erster Linie in den afrikanischen Eingeborenen Abnehmer für ihre Produkte herangebildet haben wollte. In welchem Maße das gelungen ist, sieht man beispielsweise in Uganda, das ein Hauptabnehmer der britischen Fahrradindustrie ist. Ein weiteres Interesse für die selbständige Entwicklung der afrikanischen Kolonien war der Wunsch der Baumwollspinnereien von Lancashire, vom amerikanischen Baumwollmarkt unabhängig zu werden und das Rohprodukt auf britischem Boden anzubauen. Dies war der Grund zu der Schaffung von Eingeborenen-Baumwollkulturen im Sudan, in Uganda, in Britisch-Njassaland. Man hatte daraus zwei Vorteile, die Belieferung der englischen Spinnereien mit britischer Baumwolle und eine wohlhabende Bevölkerung, die einen guten Abnehmer der englischen Industrie abgab. Als unerwünschtes Nebenprodukt stellten sich mit dem wachsenden Wohlstand der Eingeborenen freilich auch wachsendes Selbstbewußtsein und wachsende Ansprüche auf politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung ein.

Am weitesten in der Gewährung politischer und sozialer Gleichberechtigung der Schwarzen sind die Franzosen und Belgier gegangen. Bei Belgien spielte dabei vielfach Furcht vor der Monroedoktrin eines weißen Südafrika mit. Man suchte die Schwarzen daher durch Konzessionen und eine der Südafrikanischen Union entgegengesetzte Eingeborenenpolitik als Bundesgenossen gegen mögliche Aspirationen der Südafrikanischen Union auf den Kongo zu gewinnen.

Die verhältnismäßig beste Eingeborenenpolitik haben die Deutschen, zum mindesten in Ostafrika, betrieben. Wenn auch hier die Behandlung je nach den Gouverneuren schwankte, so hat der Krieg in Ostafrika und die Loyalität der Eingeborenen gegenüber den deutschen Herrn, die man heute noch überall

in der ehemaligen Kolonie spürt, bewiesen, daß die deutsche Behandlung der Eingeborenen mit ihrer wohlabgewogenen Mischung von Strenge und Gerechtigkeit richtig war.

Es ist hier natürlich nicht der Platz, ausführlich alle Rassenprobleme und kolonialen Fragen des dunklen Kontinents zu erörtern, aber wenn wir die Bilanz Europas ziehen und eine Idee von seinen Zukunftsaussichten gewinnen wollen, müssen wir uns mit Afrika etwas ausführlicher beschäftigen, denn es ist der einzige Erdteil, in dem Europa noch koloniale Möglichkeiten hat. Wir müssen uns klar sein, daß Amerika wie Asien für europäische Kolonialinteressen ausschalten. Asien ist ein sehr ernstes Kapitel. Man mag die Lebenszeit der dort noch bestehenden europäischen Kolonien verschieden bemessen; eins ist jedenfalls klar, daß ihre Dauer zeitlich begrenzt und heute schon absehbar ist. Asien kommt für zukünftige Kolonialbetätigung nicht mehr in Frage.

Wenn man nicht ganz vagen Ideen von Völkerverbrüderung und Gleichheit aller Rassen befangen ist, muß man sich auch klar sein, daß Europa mit seinem Bevölkerungsüberschuß und seinen beschränkten Hilfsmitteln, dem ausgelaugten Boden und den teilweise der Erschöpfung entgegengehenden Mineralschätzen, seine bisherigen Ansprüche nicht nur auf Vorherrschaft, sondern auch auf Gleichberechtigung in der Welt ziemlich bald wird liquidieren müssen, wenn es sich nicht einigermaßen maßgebenden Einfluß auf den noch verfügbaren Freiraum der Erde und die noch unausgeschöpften Rohstoffquellen und Lager erhält. Das ist natürlich auch rein wirtschaftlich möglich, durch Kapital-Investierung; aber gerade in Afrika wird sich die politische Oberhoheit noch eine ganze Weile nicht entbehren lassen, wobei es für die Mitglieder der europäischen Bevölkerungsfamilie nicht so wichtig ist, welche Flagge über den einzelnen Teilen Afrikas weht, wenn es nur in der europäischen Einflußzone bleibt. Daß dies an sich keine Selbstverständlichkeit ist, erkennt man sehr bald, wenn man sich einmal mit der Inderfrage in Süd- und Ost-

afrika beschäftigt und den wachsenden Einfluß der Inder und den ständigen Druck sieht, der vom indischen Heimatland nach der ostafrikanischen Küste hinüber ausgeübt wird. Gebiete, die der Inder wirtschaftlich in Händen hat, scheiden für die europäische Konkurrenz zu erheblichen Teilen aus. Aus all dem Gesagten ergibt sich, daß vom gesamteuropäischen Standpunkt aus die Periode für koloniale Experimente und der in den verschiedenen Gebieten einander widersprechenden Behandlung der Schwarzen zu Ende gehen muß. Allerdings besteht dazu nur wenig Hoffnung, solange Europa wie bisher zerrissen und uneinig ist, denn das spiegelt sich natürlich in der Verwaltung und Politik der einzelnen Kolonien wider. Die Entscheidung über die Frage, ob Afrika einmal wieder rein schwarz sein wird, oder ob Weiß sich einen angemessenen Anteil sichert, liegt allerdings nicht in jenen Kolonien der Eingeborenenkulturen, in denen der Weiße nur eine dünne Oberschicht darstellt, die vielleicht mit der Zeit und der wachsenden Zivilisierung der Schwarzen und mit ihrem Vertrautwerden mit europäischen Maschinen und Methoden völlig eliminiert wird, sondern in jenen Gebieten, die, wie Südafrika und bis zu einem gewissen Grad auch Ostafrika, weißen Mannes Land geworden sind oder es für dauernd werden können. Die Möglichkeiten für den weißen Mann in Nordafrika sollen hier einstweilen außer acht bleiben, da der Norden des Kontinents zum asiatischen Kulturkreis gehört und hier ganz andere Verhältnisse herrschen als im eigentlichen schwarzen Afrika.

Auf wenigen Gebieten vermeidet man so sehr, Gedanken zu Ende zu denken bis zu den letzten wenig angenehmen Konsequenzen, wie auf dem Gebiet der Rassenfrage, und zwar insbesondere in England. Man macht sich unklare, verschwommene Vorstellungen, die auf die Dauer nur Unheil stiften können. Das hört sich alles sehr schön an von „the white man's burden“ und von der Aufgabe des weißen Mannes, seine schwarzen Mitmenschen auf die gleiche Zivilisationsstufe und Kulturhöhe

hinaufzuziehen. Ganz abgesehen davon, daß die Schwarzen es im Grunde gar nicht wollen, muß man sich darüber klar sein, daß die logische Konsequenz einer solchen Politik nur sein kann, daß der Weiße Afrika ohne Dank verlassen muß, sobald er seine Aufgabe erfüllt hat. Daran denken aber die wenigsten, die so schöne Worte im Munde führen. Denkt man aber rein praktisch, daß sich Europa Afrika als Kolonisationsgebiet sichern will, daß es zum mindesten die Möglichkeit einer schwarzen Gefahr vertagen will, bis Europa sich konsolidiert hat und die Auseinandersetzung mit Asien ausgetragen ist, so muß eben alle Eingeborenenpolitik darauf abgestimmt sein, die Vorherrschaft der weißen Rasse noch mindestens auf 100 Jahre in Afrika zu sichern. Dazu gehört, daß man die Zivilisierung der Schwarzen und ihre Unterweisung in europäischen Sprachen, Maschinenteknik, Arbeitsmethoden und dergleichen nicht unnötig forciert, mag selbst der Absatz der einheimischen Industrien und die Tätigkeit der Missionen darunter leiden. Wichtiger ist noch, daß man die weißen Zellen verstärkt, die bis jetzt nur in Südafrika und auf den Hochländern Ostafrikas bestehen. Allerdings ist eine solche Verstärkung für die europäischen Kolonialmächte ein zweischneidiges Schwert, denn es ist ganz klar, daß sie sich um so stärker vom Mutterland fortentwickeln müssen, je mehr sie sich innerlich kräftigen. Diese Entwicklung läßt sich vollständig deutlich in Südafrika verfolgen, aber in Rudimenten ist sie auch in Ostafrika nachweisbar. Lebenskräftige weiße Siedlungen können in Afrika nur entstehen, wenn sie nicht von Europa aus vom grünen Tisch geleitet werden, wo der Einfluß privater, afrikafremder Interessen sich immer schädlich bemerkbar machen wird, sondern wenn die weißen Männer, die sich in Afrika eine zweite Heimat schufen, auch berechtigt und in der Lage sind, das politische und soziale Gebäude selbst zu zimmern, in dem sie mit den Schwarzen zusammen leben müssen, mit andern Worten, indem die Eingeborenenpolitik restlos in die Hand der weißen



Afrikaner gelegt wird, wie es in der Südafrikanischen Union bereits der Fall ist.

Aber auch wo sich weiße Afrikaner derart von der politischen Leitung des Mutterlandes gelöst haben, wird die kulturelle, wirtschaftliche und letzten Endes auch politische Verbundenheit mit Europa noch unabsehbar lange andauern, jedenfalls unvergleichlich länger, als das in Amerika der Fall war, da dieses weiße Afrika gegenüber der schwarzen Flut noch auf lange hinaus der Anlehnung an Europa bedarf, ebenso wie Europa die weißen Afrikaner als Vortrupp gegenüber der andrängenden farbigen Welle benötigt.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Heute ist noch keine Rede von einer schwarzen Gefahr, mögen auch vereinzelte Aufstände der Eingeborenen vorkommen. Aber mit Rücksicht auf die Atempause, die Europa braucht, um sich zu konsolidieren und neu zu organisieren, und mit Rücksicht auf die bevorstehende große Auseinandersetzung mit Asien darf Afrika auch noch auf lange hinaus kein Problem sein, das die Kräfte Europas von Näherliegendem und Wichtigerem abzieht.

---

## 5.

# Nationale und übernationale Ideen und Entwicklungen in Asien und Rußland

In Asien liegt die Sache ganz anders. Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir vor einem neuerlichen Umschwung des Pendels, ist dieser Erdteil drauf und dran, wenn auch nicht gleich die Hegemonie über, so doch wenigstens die Gleichberechtigung mit Europa zu erringen, vorausgesetzt, daß dieses oder die weiße Rasse nicht den neuen Impuls bekommen, der die neue Welthypothese aufstellt und den Weißen wieder einen Vorsprung über die übrigen Rassen gibt.

Aber das ist Zukunftsmusik, und einstweilen heißt es, die Truppen zu mustern, die Asien auf dem Schachbrett aufzustellen in der Lage ist. Generell müssen wir mit drei Komplexen rechnen, mit dem islamischen, dem indischen und dem ostasiatischen.

Der islamische Komplex umfaßt Vorderasien, Zentralasien sowie ganz Nordafrika, das einzige Gebiet, das von der letzten Hegemonieepoche Asiens, wenn auch nicht in politischem, so doch im rassenmäßigen, kulturellen und religiösen Besitz des Asiatentums geblieben ist. Die mohammedanischen Teile Indiens und Chinas werden zweckmäßigerweise außer Betracht gelassen, da hier die religiöse Bindung nicht so stark ist, um gegebenenfalls über die nationale zu siegen. Als unterbewußte Erinnerung an den Siegeszug des Islam bis

vor die Tore Wiens lebt in der Seele des Europäers noch ein gewisses Gefühl, ich will nicht sagen, von Furcht, so doch Respekt vor der militärischen Kraft des Islam. Wenn überhaupt eine asiatische Gefahr empfunden wird, so vermutet man sie in erster Linie von einem neu erwachten Islam.

Dies ist auch wohl mit dadurch bedingt, daß der Ferne Osten, der die eigentliche Gefahr für Europa birgt, eben so fern ist, daß die wenigsten Europäer die Drohung erfassen können, die sich dort zusammenbraut. Schließlich wirkten natürlich auch die Kämpfe in Marokko, in Syrien, die Unruhen in Ägypten auf die europäische Seele ein und ließen die islamische Drohung als die nächstliegende und gefährlichste erscheinen.

Es besteht kein Zweifel, daß die erwähnten Kolonialkämpfe und Unruhen für die davon betroffenen europäischen Mächte außerordentlich unangenehm, verlustreich und kostspielig sind. Es ist auch sehr die Frage, ob die militärischen und finanziellen Aufwendungen, die die Aufrechterhaltung der politischen Herrschaft über einzelne dieser Gebiete bedingen, die wirtschaftlichen und politischen Vorteile aufwiegen. Der unablässige Druck der ägyptischen Unabhängigkeitsbewegung hat England gezwungen, sein Protektorat über das Nilland in ein Bündnis zu verwandeln und seine Truppen aus Kairo und Alexandria in die eigentliche Kanalzone zurückzuziehen. Desgleichen haben Irak wie Syrien sich weitestgehende Autonomie ertrotzt. Wir leben in einer Zeit stärksten Neuerwachens des nationalen Gefühls auch der farbigen Völker, und damit ist die Periode einer verhältnismäßig leichten und einfachen Beherrschung vorbei.

Aber von diesen einzelnen nationalen Unruhen und Kolonialkriegen zu einer gemeinsamen Erhebung der islamischen Völker gegen Europa ist noch ein weiter Schritt. Ich habe mich zur Zeit der erbittertsten Phasen des Marokkokrieges und des Drusenaufstandes in Marokko selbst wie in andern islamischen Ländern aufgehalten und muß sagen, daß von

einem gemeinsamen panislamischen Gefühl kaum etwas zu merken war. Gewiß, in Ägypten sammelte man Geld für die gegen die Franzosen kämpfenden Drusen, aber das war auch alles, und es war nicht sehr viel Geld, das da zusammenkam. Ja, der Zusammenhalt der von Europa bedrohten Mohammedaner schien nicht einmal in den einzelnen umkämpften und um ihre Selbständigkeit ringenden Völkern stark genug, als daß nicht immer ein Teil sich kaufen ließ und dem gemeinsamen europäischen Feind beistand. Wer kämpfte denn gegen Abd el Krim? Abgesehen von den technischen Waffen und den europäischen Söldnern der *Légion étrangère* auf französischer und des *Tercio extranjero* auf spanischer Seite, bestanden die gesamten, gegen Abd el Krim eingesetzten eigentlichen Kampftruppen, Infanterie wie Kavallerie, ausschließlich aus Asiaten und Afrikanern, Berbern, Senegalesen und nicht zum wenigsten aus Marokkanern selbst, die für eine nicht einmal übermäßig hohe Bezahlung gegen ihre eigenen Stammes- und Glaubensgenossen kämpften.

Der islamische Länderkomplex bietet ein ähnliches Bild wie Europa: eine Unzahl aufeinander eifersüchtiger, ihre Nationalität ängstlich wahrer und miteinander rivalisierender Staaten. Wenn man die drei größten unabhängigen mohammedanischen Länder nimmt, Türkei, Iran und Afghanistan, die doch unter dem übermächtigen Druck der europäischen Mächte eine feste Allianz miteinander bilden müßten, so findet man bestenfalls sehr lose Fäden zwischen Angora, Teheran und Kabul. Der Gegensatz zwischen Persern und Türken, der im Weltkrieg zu offenen Feindseligkeiten führte, ist noch immer recht stark. Kurdistan ist umstrittenes Gebiet zwischen den beiden Staaten. Zwischen Iran und Afghanistan sind die alten Rivalitäten auch noch nicht bereinigt, und wenn die Beziehungen zwischen Afghanistan und der Türkei gut sind, so eben, weil Iran zwischen beiden liegt und dadurch Reibungen verhindert werden.

Allein in den letzten Jahren scheint sich auch in der

Welt des Islam ein Umschwung und eine überraschende Wiedergeburt vorzubereiten. Ausgehend von Arabien, beginnt sich die islamische Welt zu erneuern, und die panislamische Bewegung ist heute etwas viel Ernsteres als noch in den ersten Nachkriegsjahren.

Was Indien anbetrifft, so kann hier von einer zukünftigen Bedrohung Europas natürlich nur insofern die Rede sein, als durch die starke nationale Bewegung und das erwachende Selbstbewußtsein der indischen Völker eines Tages der englischen und holländischen Oberhoheit ein Ende gemacht wird. Man darf natürlich auch bei Indien nicht vergessen, daß es sich hier um alles andere als um ein einheitliches Volk handelt, sondern um eine Vielheit von Völkern, die rassenmäßig, klassenmäßig und religiös in einer für den Europäer kaum vorstellbaren Weise gespalten sind. Auf dieser Uneinigkeit und Zerrissenheit beruhte ja bisher die europäische Herrschaft sowie auf einer pazifistisch-passiv gerichteten Grundstimmung der Bevölkerung, wenigstens soweit das die buddhistischen und hinduistischen Teile betrifft. Wenn in Indien in den letzten Jahrzehnten und Jahren sich die Aussichten für europäische Herrschaft immer mehr verschlechterten, so liegt der Grund außer in der nationalen Welle, dem Ruf nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, die auch Indien erfaßten, hauptsächlich in der wirtschaftlichen Entwicklung. Solange die Engländer sich lediglich auf die politische Oberhoheit beschränkten, das gesellschaftliche, religiöse und wirtschaftliche Leben der beherrschten 320 Millionen Inder jedoch unberührt ließen, war es möglich, daß diese lächerliche Minderheit von Weißen durch geschicktes Ausspielen der rassen- und kastenmäßigen sowie der gesellschaftlichen Gegensätze herrschte. In dem Maße jedoch, wie Indien sich europäisierte, mußte seine Beherrschung ständig schwieriger werden. Indien ist heute in wirtschaftlicher Hinsicht ein europäisches oder zum mindesten halbeuropäisches Land. Es hat große moderne Städte mit allen Aufgaben einer europäischen Kommune; seine Verwal-



tung, seine Bahnen, seine Polizei erfordern ein solches Heer von Beamten, daß England, selbst wenn es wollte, gar nicht in der Lage wäre, alle aus eigenem zu stellen. So entstand in Indien ein Beamtentum, dessen untere und mittlere Klassen ausschließlich aus Eingeborenen bestehen und dessen höhere Posten in wachsendem Maße von Indern eingenommen werden. Die auf Schulen und Universitäten herangezogene europäisierte intellektuelle Schicht, die durch Überproduktion zum intellektuellen Proletariat wird, ist das revolutionäre Element in Indien, das dadurch um so aktiver wird, als sich bei ihm nationale Ideen mit dem eigenen materiellen Vorteile decken, denn diese Intellektuellen streben natürlich nicht nur nach den höchstbezahlten Posten, die heute die Angloindische Verwaltung noch ausschließlich den Briten vorbehält, sondern sie rechnen auch damit, im Falle der Selbständigkeit des Landes an die Regierung zu kommen. Da diese Schicht nun in wachsendem Maße den ganzen Beamtenapparat in die Hand bekommt, wird sie schließlich in der Lage sein, durch bloße passive Resistenz die englische Verwaltung in Indien lahmzulegen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß sich Indien nicht durch blutigen Aufstand — der wahrscheinlich auch heute noch von den Engländern mit den Waffen niedergeschlagen werden könnte —, sondern auf „friedlichem“ Wege der passiven Resistenz, des Boykotts und des Wirtschaftskampfes den Rang eines Dominions und schließlich die völlige politische Freiheit und Selbständigkeit erkämpft. Von manchen Engländern, und zwar auch solchen mit Kolonialerfahrung wird diese Entwicklung klar erkannt und ihre langsame, planmäßige Förderung als die beste Politik für Großbritannien bezeichnet, da ein England, das sich friedlich mit Indien auseinandergesetzt hat, natürlich noch auf lange hinaus die führende wirtschaftliche Rolle spielen wird, schon weil Englisch die zweite Verkehrssprache in Indien geworden ist.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Holländisch-Indien, nur mit dem Unterschied, daß Holland hier nolens volens

im Schlepptau Englands gehen und unter dem vom indischen Festlande ausstrahlenden Druck und der Wirkung der britischen Konzessionen ähnliche in seinem Hoheitsgebiet gewähren muß. An sich sind die Bewohner der Sundainseln, von einzelnen kriegerischen Stämmen auf Sumatra und Borneo abgesehen, viel leichter zu regieren als die Bewohner Vorder- und Hinterindiens. Allerdings sind die Holländer in einem Punkte gegenüber den Engländern im Vorteil. Sie haben sich nicht auf den gleichen schroffen Rassenstandpunkt gestellt und gewähren zum mindesten dem vornehmen Javanen gesellschaftliche Gleichberechtigung. Ein Half-cast ist in Holländisch-Indien durchaus nicht gesellschaftlich minderwertig, ein großer Teil der alten Kolonialholländer ist mit Eingeborenen verheiratet, und man findet Mischlinge auf den einflußreichsten Posten der Verwaltung und des Wirtschaftslebens.

Nun liegen die Dinge jedoch durchaus nicht so, daß mit der Befreiung der beiden Indien vom englischen und holländischen Joch und ihrer Selbständigwerdung alles gut und schön wäre, sondern nun beginnen die Schwierigkeiten erst recht. Natürlich kann und wird ein Indisches Reich mit Europa oder einem europäischen Staat nicht so bald Krieg führen, aber der indische Bevölkerungsüberdruck wird sich sehr bald auswirken. Indien wird sehr bald ein nicht ungefährlicher Wirtschaftskonkurrent für Europa werden. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: auf dem Gebiete der Textilindustrie. Dann wird der indische Bevölkerungsüberschuß hinausdrängen, und zwar zunächst wohl nach der ostafrikanischen Küste hinüber, die von indischen Politikern bereits als „Amerika Indiens“ bezeichnet wurde. In diesem Bevölkerungsüberdruck Asiens, für den irgendwie ein Ventil gefunden werden muß, liegt die eigentliche asiatische Gefahr, und wir müssen dieses Problem im Zusammenhang mit Ostasien ausführlich würdigen.

Mit Ostasien kommen wir nun endlich zu der wichtigsten Figur auf dem Schachbrett. Ich bin restlos davon überzeugt,

daß hier ein neues politisches und wirtschaftliches Machtzentrum der Welt im Entstehen begriffen ist. Um präziser zu sprechen, dieses Zentrum hat immer bestanden, nur hat es als vollkommene Autarkie sich selbst genügt, und wir Europäer haben in lächerlicher Selbstverblendung und einseitiger Konzentriertheit auf unsere eigene Welt uns nicht klargemacht, welch ein gewaltiger Machtkoloß dort in Ostasien eigentlich seit Jahrtausenden lagert.

Chinesische Geschichte ist ein Fach, das es auf unsern Schulen nicht gibt und das selbst auf unsern Universitäten nur eine geringe Rolle spielt. So machen wir uns gewöhnlich nicht klar, daß das chinesische Reich einst seine Schiffe bis an indische, an arabische, polynesische, ja wahrscheinlich sogar an amerikanische Gestade entsandte. Mit der Zeit hat sich dann China auf sich selbst konzentriert, weil es als vollkommenes Wirtschaftsgebiet den Handelsaustausch mit der Fremde nicht brauchte. Bezeichnend dafür ist die Antwort, die ein chinesischer Kaiser einem britischen Gesandten gab, der zur Anbahnung von Handelsbeziehungen an den Hof des Sohnes des Himmels entsandt war. Sie lautete, daß China alles, dessen es bedürfe, in reichstem Maße selbst besitze, daß der Kaiser aber verstünde, daß England chinesische Seide, chinesischen Tee, chinesische Porzellane nicht entbehren könne, und daß daher der Handel in beschränktem Maße gestattet sein solle.

Diese Einstellung des Chinesen ist bis auf den heutigen Tag im Grunde maßgebend geblieben. Der Chinese aller Schichten fühlt sich dem Europäer überlegen und hat für ihn nichts als Verachtung übrig. Wir Europäer von heute neigen ja dazu, den Standpunkt der Technik als einzigen Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes gelten zu lassen. Aus dieser Einstellung heraus müssen wir uns bewußt werden, daß China schon sehr frühzeitig — viel früher als Europa — einen relativ hohen technischen Standard hatte. China blieb dann auf diesem Standard stehen, wahrscheinlich bewußt, weil er ihm für die kulturellen Bedürfnisse genügend schien. Wenn es sich in



den letzten Jahrhunderten technisch nicht weiterentwickelte, so geschah das sicher nicht aus intellektuellem Unvermögen, sondern aus einer ganz bestimmten, geistig kulturellen Einstellung der führenden Schichten heraus.

Wir müssen uns in Europa, vor allem in Deutschland, zunächst einmal ganz allgemein darüber klar werden, daß der Chinese weder geistig noch körperlich hinter dem Japaner zurücksteht, sondern ihn im Gegenteil übertrifft. Als Imperialisten und Militaristen, die wir Europäer sind, neigen wir dazu, Werturteile über Völker nur auf Grund kriegerischer Erfolge oder Mißerfolge abzugeben, und so kam Japan in Europa auf Grund seiner beiden Siege über China und Rußland zu unverdientem Ansehen und maßloser Überschätzung.

Es soll hier nichts gegen die Japaner gesagt werden, die ohne Zweifel ein tüchtiges, kluges Volk sind, aber sie sind eigentlich nie selbst schöpferisch gewesen. Sie haben erst die chinesische und dann in unsern Tagen die europäische Kultur und Zivilisation übernommen. So vortrefflich die Japaner die ganze europäische Technik angenommen und nachgeahmt haben, bis jetzt sind sie auf keinem Gebiete mit eigenen schöpferischen Leistungen hervorgetreten. Immerhin ist die japanische Entwicklung interessant genug, um sie kurz zu würdigen, vor allem, weil man aus ihr die Perspektiven ableiten kann, die sich ergeben, wenn China jetzt bewußt den Weg Japans betritt.

Die Europäisierung Japans ist das geniale und kühne Werk einiger weniger führender Männer. Als die Kanonen der amerikanischen Flotte die Öffnung der japanischen Häfen für den amerikanischen Handel erzwangen, wurden sich diese Männer bewußt, daß Japan seine Selbständigkeit gegen die übermächtigen Waffen und Technik der Weißen nur behaupten könne, wenn es beides übernahm. So wurde Japan von oben her bewußt und planmäßig europäisiert.

Dank dieser Europäisierung schlug Japan China, schlug Japan Rußland, wobei allerdings nicht außer acht gelassen

werden darf, daß in beiden Fällen die Gegner des Inselreichs nicht ihre volle Kraft einsetzten, daß beide Male der Feldzug aus innerpolitischen Gründen frühzeitig abgebrochen wurde und Japan sich, ähnlich wie Deutschland im Weltkrieg, „zu Tode gesiegt hätte“, wenn seine Gegner den Krieg nur lange genug durchgeführt hätten.

Die Inspiratoren der Europäisierung Japans hatten wohl ursprünglich den Gedanken, sie als etwas Äußerliches zu übernehmen, nur als Mittel, um den Westen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, im Grunde aber die japanische Kultur zu behalten, die japanische Seele unbeeinflußt zu bewahren. Wenn man einmal das unvergleichlich größere seelische Gleichgewicht des ostasiatischen Menschen im Verhältnis zum europäischen kennengelernt hat, seine Ruhe, seine Beherrschtheit, mit einem Wort, seine unvergleichlich größere seelische Kraft und Geschlossenheit, erscheint einem dieser Wunsch durchaus verständlich. Aber in Japan zeigte sich, daß sich die Maschine ebensowenig ungestraft mißbrauchen läßt wie das Schwert. Mit europäischer Kleidung, europäischen Maschinen, europäischen Arbeitsmethoden zog auch der Geist des Abendlandes mit all seiner Unruhe, seiner Zerrissenheit, seiner seelischen und körperlichen Hetze, seiner Auflehnung in das bisher seelisch umfriedete ferne östliche Inselreich ein. Ein großer Teil der Japaner führt ein Zwitterleben, im Geschäft ist er Europäer, zu Hause Japaner. Verzweifelt versuchten die Japaner bisher, ihre Frauen aus dem Europäisierungsprozeß auszuschalten. Auf die Dauer gelingt das aber nicht, und Japan kommt mehr und mehr in eine geistige und seelische Verfassung, aus der eine Rückkehr in die alten Kultur- und Lebensformen nicht mehr möglich ist; ebensowenig aber eine restlose, auch seelische Europäisierung. So bleibt abzuwarten, welche neue Welthypothese aus der japanischen Seele hervorgehen wird. Wahrscheinlich wird dies überhaupt keine eigene sein, sondern Japan wird wohl, wie schon einmal, ins Schlepptau Chinas kommen und die neue

chinesische Kultur und Zivilisation übernehmen. Ich machte diese Abschweifung nur, um mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß meiner Ansicht nach das Schwergewicht der ostasiatischen Entwicklung in China liegt. Es ist nicht unwichtig, dies immer und immer zu wiederholen, denn dem äußeren Anschein nach ist es umgekehrt; da ist auch heute noch Japan die moderne Großmacht mit gewaltigem Heer und Flotte, modernen Industrien, die in einer Linie mit den Vereinigten Staaten und den europäischen Großmächten als Herr und Gebieter in China auftritt, das sich aus den Wehen des furchtbaren Bürgerkrieges erst langsam zu einem neuen Staatswesen zu konsolidieren beginnt.

In Wirklichkeit sind die Verhältnisse umgekehrt; die eigentliche Macht liegt in China. Nicht allein, weil dieses Land den 70 Millionen Japans 400 entgegensustellen hat und Japans Flächeninhalt wie eine Insel in der ungeheueren chinesischen Landmasse schwimmen würde, sondern weil die größere physische und geistige Kraft bei den Chinesen liegt. Man muß sich bei uns im Westen gründlich klar darüber werden, welch ein ungewöhnliches Volk die Chinesen sind. Ich möchte hier zwei Aussprüche voranstellen, die ich in China von guten Kennern des Landes gehört habe: der eine: „Von Rechts wegen müßte China seit tausend Jahren tot sein“, und der andere: „In hundert Jahren sind wir alle chinesisch.“

Die Chinesen sind schon rein körperlich eine erstaunliche Rasse; gemessen an den Japanern sind sie Riesen und dabei von einer Zähigkeit und Leistungsfähigkeit, die beispiellos ist. Ich bin in Afrika in der Machilla gereist, einer Traghängematte, die von vier Schwarzen getragen wird. Es gelingt einem niemals, Neger als Machillaträger anzuwerben, wenn man nicht mindestens acht Reserveträger mit hat, so daß der Mann immer nur ein Drittel der Zeit trägt und zwei Drittel ausruht.

Auch in China wird im Innern noch viel in Sänften gereist. Das sind nicht die Sänften, wie man sie in der Stadt hat, wo für die kurzen Strecken zwei Mann genügen, son-

dern eigentlich Stühle, die von vier Mann getragen werden und in denen man richtige, weite Überlandreisen macht, auch auf den schwierigsten, steinigsten und steilsten Pfaden. Zu einem solchen Tragstuhl gehört nun in China außer den vier Trägern nur ein Reservemann, so daß der Chinese nur ein Fünftel der Zeit sich ausruhen kann und vier Fünftel tragen muß. Als Europäer wird man an schwierigen, steilen Stellen aussteigen, aber der Chinese denkt gar nicht daran, der läßt sich die steinigsten und steilsten Pfade ruhig tragen, und die armen Kulis keuchen auch wirklich mit ihm hinauf. Ebenso erstaunlich ist, was ein Rikscha-Kuli leistet, der stundenlang mit seiner Last in gleichmäßigem Trab die Landstraße entlang eilt.

Auch bei der größten Anstrengung wird man nie eine Klage von ihm hören, ebenso wie die Chinesen das einzige Volk sind, das in allen Klimaten, in bitterster Kälte, in sengender Sonne schwere körperliche Arbeit leisten kann. Als Europäer überläuft einem mitunter eine Gänsehaut, wenn man einen Kuli mit seinem glattrasierten, nackten Schädel in der sengendsten Tropensonne arbeiten sieht.

Nun brauchten ja diese körperlichen Fähigkeiten der Chinesen uns Europäer nicht zu beunruhigen, wenn ihnen nicht gleiche geistige zur Seite stünden. Das Entscheidende ist dabei, daß die Chinesen im Gegensatz zu den Japanern unzweifelhaft technisch begabt sind. Ich konnte das im kleinen feststellen, denn die chinesischen Kulis waren unverhältnismäßig geschickter beim Aufstellen meiner kinematographischen und photographischen Apparate als die japanischen. Der Japaner übernimmt eine Maschine und fährt sie mit der Zeit in Grund und Boden ohne seelisches Verständnis, während von den Chinesen, wenn sie erst naturwissenschaftlich durchgebildet sind, möglicherweise neue schöpferische Leistungen auf dem Gebiete der Technik zu erwarten sind.

Dazu kommt noch, daß die Chinesen ganz ungewöhnlich gute Kaufleute sind. Was sie leisten, sieht man in Indien

noch klarer als in China selbst. Kommt man nach Singapore, so sieht man dort zu seiner Verblüffung, daß die elegantesten, reichsten und schönsten Wohnsitze in chinesischen Händen sind. Das sind oft Villen und Häuser, an denen an irgendeiner Stelle des Tores noch der Name des ehemals englischen Besitzers steht. Denselben wachsenden chinesischen Einfluß kann man auch im Handel, in der Industrie und im Bankwesen feststellen. In Singapore erscheint eine englische Zeitung, deren Besitzer Chinesen sind.

Dabei sind diese chinesischen Millionäre und Wirtschaftsführer fast durchweg ursprünglich als arme elende Kulis nach Indien gekommen, die sich durch Klugheit, Geschick und Zähigkeit zu ihrer jetzigen Stellung heraufgearbeitet haben.

Der Chinese ist nicht nur ein kluger, sondern auch ein unerhört kühner Geschäftsmann. Er ist durch und durch Spieler, und es macht ihm nichts aus, seinen sauer erworbenen Reichtum durch eine kühne Spekulation aufs Spiel zu setzen. Verliert er alles, bringt ihn das keineswegs aus seinem seelischen Gleichgewicht; er fängt eben unverdrossen wieder von vorn an.

Die Chinesen haben nicht nur als Individuum, sondern auch als Volk und Rasse besondere Eigenschaften, die ihnen diese ungewöhnliche Lebenskraft durch die Jahrtausende hindurch gewähren. Man muß sich nur einmal klar werden, daß die chinesische Kultur die einzige ist, die aus einer längst verschwundenen Zeit noch in die unsrige ragt, ja darüber hinaus von noch ungewöhnlicher Lebenskraft ist, während die gleichaltrigen Kulturen, wie die ägyptische, assyrische, babylonische, seit langem untergegangen sind.

Die größte Stärke des Volkes ist seine ungewöhnliche Assimilationskraft. Die Chinesen haben bisher noch jeden fremden Volkskörper, der bei ihnen eindrang, über kurz oder lang assimiliert; sie sind das einzige Volk, dem es gelungen ist, die Juden und Araber restlos zu assimilieren und in sich aufzusaugen. China ist mehrfach von Fremdvölkern unterjocht

worden. Noch die letzte kaiserliche Dynastie, die Mandschu, war ein fremdes Eroberervolk, das den unterworfenen Chinesen den Zopf als Zeichen der Unterwerfung aufzwang. Aber auch die Mandschu sind im Verlauf ihrer Herrschaft restlos zu Chinesen geworden.

Das Bewußtsein dieser Assimilationskraft läßt die Chinesen jedem fremden Eroberungsversuch mit solcher Ruhe entgegensehen. Als nach dem Weltkrieg Japan die günstige Gelegenheit benutzen wollte und durch sein berühmtes Memorandum versuchte, China unter seine Botmäßigkeit zu bringen, sagte ein kluger Chinese zu mir: „Was macht es schon aus, wenn Japan China ‚eroberte‘? Auf dem Drachenthron würde eine japanische Dynastie sitzen, die ebenso im Lauf der Zeit chinesisch würde wie vor ihr die Mandschu. Das Schwergewicht auch des neuen Reiches würde natürlich auf dem chinesischen Festland liegen, während das japanische Stammland der neuen Dynastie sehr bald zu einer unbedeutenden Außenprovinz herabsinken würde.“

Neben dieser Assimilationskraft macht die geringe Einschätzung des Menschenlebens China praktisch für jeden Gegner unangreifbar. Das zeigt sich gerade heute in der Ohnmacht der Großmächte, mit denen die chinesische Regierung selbst zur Zeit ihrer größten militärischen Machtlosigkeit spielte, wie sie wollte. Was können diese Großmächte China groß tun? Sie können Truppen landen, sie können Panzergeschwader schicken, sie können allenfalls ein paar Städte in Grund und Boden schießen, dabei einige tausend, oder zehntausend, meinetwegen hunderttausend Menschen töten. Was tut das? Menschenleben sind billig in China, und das Reich des Himmels ist unendlich groß.

Wie ich schon sagte, im Fernen Osten hat es schon immer durch die Jahrtausende hindurch ein gewaltiges politisches, wirtschaftliches und kulturelles Machtzentrum gegeben. Wir konnten es ignorieren, solange es seinerseits die übrige Welt ignorierte, und solange Ostasien infolge der ungenügenden

Verkehrsmittel in einer unwirklichen Ferne lag. Aber heute geht es nicht mehr, daß irgendein Teil der Welt sich separiert. Wir Europäer, wir weißen Menschen, haben die Erde aufgerollt in dem Gedanken, daß sie uns vollständig gehört und daß die Entdeckung und Erschließung eines fremden Landes für Europa nichts anderes bedeuten könne als Vorteil. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückläufig zu machen, auch wenn wir jetzt erkennen sollten, daß die Erschließung fremder Länder nicht nur Vorteile zu bedeuten braucht, und daß jetzt beispielsweise China seinerseits daran geht, Europa zu erschließen.

Ja, der Gedanke ist durchaus nicht so grotesk, und ich bin überzeugt, daß der größere Teil der jetzt lebenden europäischen Menschheit es noch erleben wird, daß in den europäischen Haupt- und Hafenstädten chinesische Banken, Handelshäuser und Industriekonzerne Filialen eröffnen werden.

China hat sich lange genug gegen die Europäisierung gewehrt; nicht aus Unvermögen hat es unsere Methoden und Maschinen abgelehnt, wie wir gern glauben, sondern aus dem nicht einmal unrichtigen Bewußtsein heraus, daß seine Kultur älter, höher und besser sei, und daß die Übernahme der europäischen Zivilisation alles andere als einen Vorteil bedeutete. Aber Europa, Amerika und das europäisierte Japan haben dem Reich der Mitte keine Ruhe gelassen und ihm sehr eindringlich vor Augen geführt, daß in unsern Tagen ein Volk seine nationale Selbständigkeit nur behaupten kann, und daß man es seine eigenen Angelegenheiten nur dann in Ruhe selbst besorgen läßt, wenn es über die abendländische Technik verfügt.

Selbstverständlich ist die chinesische Revolution — Revolution hier im weitesten Sinne, auch geistig und kulturell gemeint — nicht ausschließlich das Werk der europäischen Mächte. Vielleicht gaben sie sogar nur den äußeren Anstoß dazu, „daß die Zeit sich erfüllte“. Auch die chinesische Hypothese von der Welt, die Jahrtausende hindurch ein 400-Millionen-Volk in ungefähr den gleichen Bahnen des Lebens und Denkens gehalten hat, ist jetzt wohl überreif und überfällig.

Für den Europäer ist es ungewöhnlich schwer, sich ein wirklich klares Bild davon zu machen, was eigentlich in der Seele des Ostasiaten vorgeht. Es gibt ohne Zweifel ganz gewaltige Kräfte in China, die auch heute noch die abendländische Zivilisation für Unfug und Teufelswerk halten und in der strikten Rückkehr zu den alten chinesischen Formen das einzige Heil sehen; aber es hat den Anschein, als ob heute die jungchinesischen Kreise die Oberhand gewonnen hätten, die bewußt mit allen Mitteln und so rasch wie möglich das alte Reich europäisieren wollen, wobei allerdings kaum ein Europäer wirklich klaren Einblick in ihre letzten Ziele und Absichten gewinnen kann, ob es sich um eine Europäisierung im guten Glauben handelt, ob eine Synthese europäischer Zivilisation mit chinesischer Kultur angestrebt werden soll, oder ob die Übernahme europäischer Technik und Arbeitsmethoden als ein äußeres, leider unvermeidliches Mittel dienen soll, die Fremden baldmöglichst aus dem Land zu werfen.

Bei der Beurteilung der Zustände in China muß man sich klar sein, daß der politisch-militärische Machtkampf die geringste Rolle spielt und es relativ gleichgültig ist, ob der oder jener Marschall, die eine oder die andere Partei zeitweilig die Oberhand hat. Ferner muß man bedenken: Selbst wenn der Bürgerkrieg noch 30 Jahre dauert, so ist das, gemessen an den langen Zeiträumen, mit denen die chinesische Geschichte rechnet, und gemessen an der ungeheuren Umwälzung und Neueinstellung, um die es sich handelt, verschwindend kurz. Bei all der Unsicherheit der Beurteilung und der Schwierigkeit, ein klar umrissenes Bild der Entwicklung im Fernen Osten zu bekommen, läßt sich eins mit Bestimmtheit sagen: die passive Rolle des chinesischen Reiches in der Weltpolitik und der Weltwirtschaft ist zu Ende. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß China vor einer umfassenden und intensiven Industrialisierung steht. Sie ist aber der wichtigste Weltfaktor der nächsten 100 Jahre. Es ist kein Zweifel, daß sie zunächst einer ganzen Reihe von europäischen und amerikanischen In-



dustriekonzernen gewaltige Verdienstmöglichkeiten bringen wird. Die rührigsten Konzerne haben ja schon ihre Vertrauensleute nach China geschickt, um sich diese Möglichkeiten rechtzeitig zu sichern. Aber in der Folge kann diese Industrialisierung natürlich eine ungewöhnliche Bedrohung des Lebensstandards der weißen Arbeiter bedeuten.

Der chinesische Kulturboden ist in den übervölkerten Provinzen zwar ausgelaugt und wirft nur durch intensivste Bewirtschaftung, reichlichste Düngung und Spatenkultur genügend Erträge ab, aber die mineralischen Bodenschätze des chinesischen Reichs sind noch so gut wie unangetastet. Es handelt sich hier um Kohlenflöze von noch unübersehbarer Mächtigkeit. Sie liegen teilweise zusammen mit Erzlagern in unmittelbarer Nähe der großen, für Seeschiffe befahrbaren Ströme, so daß geradezu ideale Standortsbedingungen für eine große Eisenindustrie gegeben sind. Dazu kommen die ungewöhnlich niedrigen, an europäischen Maßen gemessen direkt lächerlich geringen Löhne. Es besteht also durchaus, und zwar für die Textilindustrie schon für die allernächste Zeit, die Gefahr eines chinesischen Dumpings, einer ostasiatischen Schleuderkonkurrenz, die die europäischen und amerikanischen Waren nicht nur von den asiatischen Märkten verdrängen, sondern der weißen Industrie in ihren eigensten Absatzgebieten Konkurrenz machen kann. Nun werden sich natürlich auch in China mit der fortschreitenden Industrialisierung Löhne und Lebensstandard den Verhältnissen in Westeuropa angleichen. Derselbe Prozeß hat ja auch in Japan stattgefunden, aber es kann doch eine ziemlich lange „Gefahrenzone“ entstehen, die unter Umständen einer ganzen Reihe europäischer und amerikanischer Industrien Kopf und Kragen kosten und mit der Verelendung großer weißer Arbeitermassen schwerste soziale und politische Erschütterungen für die weißen Länder im Gefolge haben kann.

In dieser Wirtschaftsströmung liegt die eigentliche gelbe Gefahr der Zukunft, die nicht gebannt werden kann, denn ein-

mal sind die Dinge bereits im Fluß, zum zweiten haben zu zahlreiche und zu einflußreiche Wirtschaftskreise in Europa und Amerika zunächst einmal ein Interesse an dieser Industrialisierung, und zum dritten kann das national und militärisch erstarkende neue China ja auch nicht mehr wie in früheren Zeiten durch Flottendemonstrationen und dergleichen Methoden eingeschüchtert werden. Im Gegenteil auch eine politische Expansion des neuen China liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit; sie wird sogar unvermeidlich, wenn China den Weg Japans geht.

Alle militärischen, imperialistischen Tendenzen sind aufs engste mit der Bevölkerungsbewegung verknüpft oder, präziser ausgedrückt, die ersteren sind lediglich eine Funktion der letzteren. Japan hielt Jahrhunderte hindurch seine Bevölkerung auf einem Stand von etwa 30 Millionen, eine Zahl, die der karge Boden des Inselreiches gerade noch ausreichend ernähren konnte. Mit der Übernahme der europäischen Zivilisation und abendländischen imperialistischen Tendenzen fiel die künstliche Beschränkung, die japanische Bevölkerung schnellte auf das Doppelte, und damit ergab sich jener Überdruck, der heute nicht nur zu intensiver Industrialisierung, sondern darüber hinaus zur Expansion über die alten Grenzen des Reiches hinaus zwingt.

Man kann sich unschwer ausmalen, welche Konsequenzen sich für Asien und Europa ergeben, wenn sich als Folge der Europäisierung des chinesischen Reiches ein ähnlicher Überdruck in China ergibt. Im übrigen haben wir dieselbe Erscheinung heute schon in Indien und ganz Südostasien. In all diesen Gebieten war „natürlicher“ Ausgleich zwischen Geburt und Tod und ein gewisses Konstanthalten der Bevölkerung durch die schlechten hygienischen Verhältnisse, die hohe Kindersterblichkeit und die beliebten barbarischen Methoden der Natur gesichert, die, solange sie unbeeinflußt von Menschen regiert, von Zeit zu Zeit durch Pestilenzen, Überschwemmungen, Hungersnöte und ähnliche Katastrophen gleich exem-

plarisches für eine entsprechende Angleichung der Bevölkerungszahl an den Nahrungsspielraum sorgt.

Diesem „natürlichen Gleichgewicht“ hat der weiße Mensch nicht nur in seinen eigenen Wohngebieten gesteuert, sondern auch überall dort, wohin er als Kolonisator kam. Es ist ein Witz der Weltgeschichte, daß der weiße Mann, der gegenüber den farbigen Völkern ein gerüttelt Maß von Schuld hat, aus den an den roten, schwarzen und braunen Rassen verübten Schandtaten und Gemeinheiten nur Vorteile zog, daß ihm aber jetzt aus den wenigen uneigennütigen Wohltaten, die er diesen Völkern erwies, nicht nur Nachteile, sondern katastrophale Folgen für seine eigene Sicherheit zu erwachsen drohen. Wohin der weiße Mann kam, hat er seine Hygiene und Medizin gebracht. Durch Prophylaxe, durch Errichtung von Krankenhäusern, durch ärztliche Behandlung hat er Krankheiten eingedämmt oder ausgerottet, die früher ganze Gebiete entvölkerten, durch Dammbauten hat er den Überschwemmungen gesteuert, durch Verkehrsmittel und richtige Nahrungsmittelverteilung Hungersnöten ihren Schrecken genommen. Er hat überall die Kindersterblichkeit um ein Vielfaches verringert und die Todesrate heruntergedrückt.

All dies hat er sicher in bester, edelster und uneigennütziger Absicht getan; aber gleichzeitig war es unglaublich töricht oder zum mindesten gedankenlos, wenn man durch diese Maßnahmen den Geburtenüberschuß der farbigen Rassen zu solchem Anschwellen brachte, denn man hätte sich klarmachen müssen, zu welchen Konsequenzen das führen mußte und hätte rechtzeitig auf Abhilfe sinnen müssen. Es kommt natürlich an sich einem Rassenselbstmord gleich, wenn Europa und Amerika sich selbst für Geburtenkontrolle entscheiden und gleichzeitig die Geburtenrate der farbigen Völker auf den höchstmöglichen Grad steigern.

Aber auch hier sind die Dinge so im Fluß und so vielfältig miteinander verquickt, daß zunächst an Abhilfe wohl nicht gedacht werden kann. Aber man kann sich wenigstens

klar werden, wohin die Entwicklung geht, und da muß man konstatieren, daß Ost- und Südostasien einem Dampfkessel gleichen, der unter Überdruck steht. Die Bevölkerungsnot ist nicht nur das Problem Europas, sondern auch Asiens, und hierdurch können Gegensätze zur Entladung kommen, die sich sonst überwinden und überbrücken ließen. Kann oder will man sich also nicht entschließen, die Bevölkerungszunahme wieder einzudämmen, so muß man rechtzeitig an die Verteilung und Aufschließung des noch verfügbaren freien Lebensraumes denken. Dabei muß man sich klar sein, daß der japanische, der indische und der südchinesische Bevölkerungsüberdruck nach Süden, Südwesten und Südosten tendieren. Die japanische Regierung hat mit ihrem Versuch, die überschüssige Bevölkerung in nördliche Gebiete abzuleiten, kläglich Schiffbruch erlitten. Weder nach Hokkaido noch nach Korea oder der Mandschurei will der Japaner auswandern. Die Japaner sind eben schließlich ein südliches Volk, und so zielt die japanische Auswanderungstendenz nach den Philippinen, den Sundainseln und Australien, nachdem die Vereinigten Staaten — von ihrem Standpunkt aus mit vollster Berechtigung — der japanischen Auswanderung nach Kalifornien einen Riegel vorgeschoben haben und auch der Auswanderung nach andern amerikanischen Republiken die größtmöglichen Hindernisse entgegengesetzt. Die südchinesische Auswanderung hat zunächst Hinterindien überflutet, das zum Teil wenigstens schon einmal Glied des chinesischen Reiches war und heute mehr denn je chinesiirt wird. Aus dem französischen Annam und Tongking kommen immer wieder Alarmrufe, daß nur durch Fusion und engstes Zusammenwirken der französischen und annamitischen Kultur dem restlosen Aufgehen des Landes und Volkes in den chinesischen Kulturkreis ein Riegel vorgeschoben werden kann. Die siamesische Bevölkerung ist bereits zu einem Drittel mit chinesischem Blut durchsetzt, und in den Malaienstaaten, in den Straits Settlements, wie auf den Sundainseln wächst der chinesische Ein-

fluß in Handel, Finanz- und Plantagenwirtschaft von Jahr zu Jahr. Die indische Auswanderung tendiert, wie schon erwähnt, nach Ostafrika, und um dieses Gebiet wird zwischen Europa und Asien vielleicht noch einmal gerungen werden müssen. Ein erhebliches Gefahrenmoment für die weiße Rasse bildet natürlich das Vakuum Australiens. Selbstverständlich ist vom Standpunkt Australiens die Politik des „white Australia“ die einzig richtige, aber das natürliche Korrelat einer solchen Politik wäre eine forcierte weiße Einwanderung, um den vorhandenen Freiraum baldmöglichst mit Weißen zu füllen, so daß einmal der gefährliche Anreiz für eine gelbe und braune Invasion fortfällt. Außerdem wäre ein weißes Australien in sich selbst stark genug, einer solchen Invasion von sich aus erfolgreich entgegenzutreten.

Für die Bevölkerungsmassen Nord- und Mittelchinas hat sich einstweilen in der Mandschurei ein Ventil aufgetan. Dieses ausgedehnte, dünn bevölkerte und reiche Land war unter den Mandschu-Kaisern der chinesischen Einwanderung gesperrt. Es war verbotenes Land, und erst die Revolution hat es für chinesische Auswanderung geöffnet. Trotz der japanischen Gegenwirkung, die sich die Mandschurei gern als eigene Kolonie gesichert hätte, geht von Jahr zu Jahr eine wachsende chinesische Wanderungswelle nach diesem Land, dessen ausgezeichneten Weizenboden es in der Zukunft zu einer der Kornkammern der Erde machen wird. Wieweit es darüber hinaus noch möglich sein wird, durch großzügige Bewässerungsanlagen den riesigen, noch verfügbaren Freiraum der Mongolei und Chinesisch-Turkestans für Siedlungszwecke zu erschließen, läßt sich einstweilen noch nicht übersehen.

Die drei letztgenannten Gebiete sind aber bereits in gewissem Grad Interessenzonen Rußlands, und damit ergibt sich eine breite, direkte Reibungsfläche zwischen Asien und Europa.

Hierzu muß man sich noch über zwei Punkte klarwerden: „the menace of colour“ und „the rising tide of colour“ sind natürlich nicht derart zu verstehen, daß sich in abseh-

barer Zeit die gesamte farbige Welt einheitlich gegen die weiße Rasse erheben würde oder könnte. Die farbigen Rassen, ja sogar jede einzelne, sind in ähnlichem Maße in sich befehdende und miteinander rivalisierende Nationen und Völker gespalten wie die Weißen. Das einzige, von dem man sprechen kann, ist ein gewisses farbiges Ressentiment. Solange die generelle Überhebung der Weißen noch währt und seine vor allem gesellschaftliche Mindereinschätzung des Farbigen, wird es ein gewisses gemeinsames farbiges Rassegefühl geben, das natürlich auch bis zum gewissen Grade wirtschaftliche und politische Folgen haben kann. Aber im übrigen besteht diese farbige Drohung nicht in einem neuen Mongolensturm oder Überfluten Europas durch asiatische Völker, sondern darin, daß sich die weiße Rasse in absehbarer Zukunft in die Herrschaft der Welt mit den übrigen Rassen wird teilen müssen, wobei es natürlich zu politischen Konstellationen kommen kann und wird, bei denen eine Bündnisgruppe weißer und farbiger Völker gegen eine andere steht.

Für die rassenmäßige Labilität mancher Staaten ist gerade Rußland ein gutes Beispiel, von dem man nicht recht weiß, ob man es Asien oder Europa zurechnen soll; de facto ist es ein Mittelding und Übergang zwischen beiden. Das heutige Rußland bekommt nun seine besondere Note dadurch, daß es durch die bolschewistische Revolution ein überstaatliches Gebilde geworden ist, zum mindesten den Anspruch erhebt, die nationalen Gegensätze durch die übernationale Idee des Kommunismus überwunden zu haben. Tatsächlich ist die Union der Sowjetrepubliken ein Bundesstaat, in dem die heterogensten Völker und Rassen, Russen, Ukrainer, Grusinier, Türken, Tataren, Kirgisen, Usbeken, kurz eine bunte Völkerkarte, nebeneinander wohnen. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß ein Volk, eben das russische, ein so großes, zahlenmäßiges Übergewicht hat, daß bei ihm die Herrschaft sicher ruht, und daß ferner die ganze politische Macht diktatorisch in den Händen eines eng begrenzten Krei-

ses konzentriert ist. Darüber hinaus treiben die bolschewistischen Machthaber eine außerordentlich geschickte Nationalitätenpolitik, und was man auch gegen die Sowjets sagen mag, man muß ihnen lassen, daß sie all den Völkern, die unter dem Zaren aufs härteste bedrückt waren, die vollste kulturelle Autonomie gewährt haben.

Es ist hier nicht der Platz, auf die innere soziale Struktur des heutigen Rußland und das Wesen des Bolschewismus einzugehen, uns interessiert zunächst lediglich die außerpolitische Position des russischen Reiches und seine Stellung zwischen den beiden Kontinenten. Der wenigstens formal übernationale Charakter der Sowjetunion verleiht ihr, von Europa aus gesehen, eine Doppelstellung als Schutz und als Gefahr. Sowjetrußland mag scheinbar in Erfüllung seiner sozialistischen Mission, gleichzeitig aber unterbewußt als Erbe der imperialistischen Ausdehnungstendenzen des russischen Kaiserreichs seine Grenzen gegen Asien und damit gleichzeitig den Sicherungswall gegen die gelbe Expansion vorschieben, aber es ist natürlich auch möglich, daß dieser übernationale Charakter einmal gegen Europa umschlägt und daß, wenn es wirklich gelänge, China zu bolschewisieren, ein russisch-chinesisches Sowjetreich mit einemmal ein chinesisches Gesicht bekäme und damit Asien unvermittelt vor den innersten Toren Europas stünde.

Ich halte allerdings eine derartige Entwicklung für höchst unwahrscheinlich; gerade das Fiasko der bolschewistischen Mission in Kanton und in der Folge die chinesisch-russischen Differenzen haben bewiesen, daß einstweilen die Rassengegensätze selbst zwischen Russen und Chinesen noch so groß sind, daß die nationalen Instinkte die übernationalen Ideen, wie der Sozialismus eine darstellt, an Stärke noch bei weitem übertreffen.

Aber wenn man die weltpolitischen Perspektiven so weit absteckt, muß man auch die abwegigsten Möglichkeiten ins Auge fassen und sich vor allem klar sein, welchen absolut unsicheren Faktor Rußland bei der Beurteilung der europäischen Zukunft darstellt.

---

## 6.

# Die Großmächte von gestern und morgen

Bei der Beurteilung der Zukunft Europas wird man sich die Frage vorlegen müssen, ob es ein genügend starkes Solidaritätsgefühl der weißen Rasse gibt, um Europa im Konfliktfall den Beistand Amerikas zu sichern.

Ich möchte dies nicht ohne weiteres bejahen. Es ist kein Zweifel, daß — wenn bisher auch erst kaum merklich — sich in Amerika ein eigenes Rassenbewußtsein zu entwickeln beginnt. Durch den engen Konnex zwischen den beiden Kontinenten und die wechselseitige Amerikanisierung Europas und Rückeuropäisierung Amerikas wird diese Auseinanderentwicklung vielleicht vermieden, aber es ist nicht gesagt, ob das Zusammengehörigkeitsgefühl so stark bleibt, um Amerika in jedem Fall für europäische Interessen einspringen zu lassen. Die farbige Welle richtet sich zunächst ja ausschließlich gegen europäische Völker. Amerika ist in der glücklichen Lage, Herr auf seinem eigenen Kontinent zu sein und die beiden größten Meere der Welt zwischen sich und etwaigen Gegnern zu wissen. Ferner wird Amerika sich wahrscheinlich viel rascher zu einem einheitlich verwalteten Kontinent entwickeln als Europa. Zunächst spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Vereinigten Staaten einmal vom Nördlichen Eismeer bis zum Panamakanal reichen werden. Ich will keineswegs verkennen, daß zwischen Amerikanern und Kanadiern große Gegensätze vorhanden sind, und daß in der Masse der kanadischen Bevölke-



rung unzweifelhaft der Wunsch besteht, die politische Unabhängigkeit zu bewahren. Aber das politische, wirtschaftliche und kulturelle Übergewicht der Vereinigten Staaten ist so groß, und die friedliche Durchdringung Kanadas durch die Union ist zwar langsam, aber so intensiv, daß es wohl nur des geeigneten äußeren Anlasses bedarf, die kanadischen Provinzen als Staaten der amerikanischen Union anzugliedern. Ähnlich verhält es sich mit Mexiko. Ich kenne aus eigenem Erleben die erbitterte Gegnerschaft zwischen Amerikanern und Mexikanern. Ich weilte in Mexiko zur Zeit der amerikanischen Intervention in Veracruz, als ein Krieg zwischen diesen beiden Staaten drohte, und habe da die Weißglut des Hasses gegen die Amerikaner erleben können; andererseits habe ich die fortschreitende Amerikanisierung der Nordprovinzen Mexikos unzweifelhaft feststellen können. Über den Rio Grande del Norte dringt ein ständiger amerikanischer Einfluß, der in Sprache, Sitten und Gewohnheiten den Charakter der nördlichen Provinzen langsam amerikanisiert.

Schwieriger steht die Sache mit Südamerika. Der Moment, einen großen südamerikanischen Staatenbund zu schaffen, ist verpaßt. Eine weitere Erschwerung bildet die Zweisprachigkeit durch den portugiesischen Charakter Brasiliens. Darüber hinaus ist die Rivalität zwischen den einzelnen südamerikanischen Republiken so groß, daß auch heute noch ein Krieg wahrscheinlicher ist als eine Fusion. Während diese Rivalität auf der einen Seite die Bildung eines südamerikanischen Staatenbundes erschwert, erleichtert sie andererseits eine Union unter amerikanischer Führung. Das Übergewicht der nordamerikanischen Union ist so groß und die Durchdringung Südamerikas mit amerikanischem Kapital bereits so weit vorgeschritten, daß eine panamerikanische Union unter nordamerikanischer Führung doch etwas mehr als eine Utopie ist. Ich kenne auch die Verhältnisse in Südamerika sehr genau aus eigener Anschauung und scheue mich trotzdem nicht, die Möglichkeit einer solchen Union als gegeben hinzustellen. Voraussetzung

ist natürlich eine günstige politische Konstellation und ferner von amerikanischer Seite ein geschicktes Kombinieren ihrer politischen und militärischen Macht mit weitestgehender Schonung der nationalen Empfindlichkeiten und Eitelkeiten der Südamerikaner.

Es ist sehr die Frage, ob eine derartige panamerikanische Entwicklung in der Linie des europäischen Interesses liegt, dagegen erscheint es mir vom rein amerikanischen Interessenstandpunkt für unvergleichlich wichtiger, alle politischen finanziellen und kulturellen Kräfte an diese Aufgabe zu setzen und dafür auf die weitere Expansion nach Westen zu verzichten, die jetzt auf den Fernen Osten trifft. Sie liegt allerdings in der Entwicklungslinie der amerikanischen Wanderung, die ständig von Osten nach Westen weiterschritt und nur für geraume Zeit am Rand des Pazifik haltmachte. Amerika bereitet heute in ganz großem Maßstab die wirtschaftliche Eroberung des Fernen Ostens vor. Mit reichen Mitteln wird hier der Boden sondiert und vorbereitet, und eigentlich ist jeder Missionar, der hinausgesandt wird, gleichzeitig ein Wirtschaftspionier des amerikanischen Kapitals. Die Amerikaner haben für diesen Kampf um die Märkte und die Seele Asiens vor Europa das eine voraus, daß sie, so grotesk es auch klingen mag, noch ganz in der alten Welthypothese befangen sind. Während die Europäer, selbst die Engländer, heute im Grunde ihres Herzens doch etwas an ihren natürlichen und göttlichen Rechten zweifeln, sich die ganze Welt zu unterwerfen, so ist der Amerikaner davon noch in aller Naivität und Herzenseinfalt überzeugt. Er spricht und denkt natürlich nicht von „Unterwerfen“, sondern er nennt es „der Welt die Segnungen der amerikanischen Zivilisation und Demokratie bringen“. So amerikanisierte der Amerikaner, wo er hinkam, ob es nun in Mittelamerika, auf Hawai oder auf den Philippinen ist, mit all der intensiven Kraft, die aus der vollsten ungetrübten Überzeugung fließt.

Das Experiment auf den Philippinen sollte allerdings die Amerikaner etwas stutzig machen und darüber belehren, daß

sich rassefremde Asiaten nicht zu Yankees machen lassen. Die Amerikanisierung in kultureller Hinsicht ist allerdings auch auf den Philippinen erstaunlich. Mir passierte es immer wieder, daß mir junge Filippinos, die ich spanisch ansprach, englisch antworteten, während ihre Väter als einzige Fremdsprache nur Spanisch konnten. Ebenso sind diese jungen Filippinos in ihrem ganzen Wesen schon stark amerikanisch beeinflußt, was jedoch nicht hindert, daß sie glühende Patrioten sind und die Forderung nach völliger politischer Unabhängigkeit der Philippinen so lange erhoben, bis die Amerikaner nachgaben. Das Vordringen der Vereinigten Staaten nach dem Fernen Osten und ihre wirtschaftlichen Aspirationen in China und Rußland sind für Europa ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite bedeutet Amerika für den europäischen Handel und Industrie natürlich eine gefährliche Konkurrenz. Andererseits verpflichtet diese Politik, und vor allem die ganze pazifische Machtpolitik mit dem Ausbau Hawais zu einem „Gibraltar des Pazifik“, die Vereinigten Staaten in einen ganzen Rattenkönig schwierigster Rassenprobleme und politischer Konflikte, der sich im Fernen Osten zusammenbraut. Es verknüpft damit seine eigenen mit den europäischen Interessen, während es an sich, dank seiner Lage, die Rassenauseinandersetzung zwischen Europa und Asien in aller Ruhe mit ansehen könnte.

Diese Auseinandersetzung wird ja in erster Linie die europäischen Kolonialvölker, also England und Frankreich, treffen. Die in beiden Ländern bestehende Tendenz, die Allianz des Krieges über den Friedensschluß hinaus zu bewahren, sie womöglich noch enger zu gestalten, ist daher durchaus verständlich, ebenso wie es in ihrem Interesse liegt, Deutschland in diese Allianz mit einzubeziehen, wenn diese Tendenz auch auf Grund von Ressentiments aus der Kriegszeit und vor allem infolge der in Frankreich noch immer lebenden Revanchehyponose nicht klar erkennbar wird.

Wenn Europa heute nicht mehr so stark in der Nachkriegspsychose befangen wäre, die die europäischen Völker und

Staatsmänner veranlaßt, sich mit den lächerlichsten, überlebtesten, unzeitgemäßeften Fragen zu befassen, die durch die Weltentwicklung längst überholt sind, würde man erkennen, wie sehr sich in der Welt bereits neue Machtgruppierungen vorbereiten, die die bisherigen Großmächte zu belanglosen Faktoren herabdrücken, wenn sie nicht ihrerseits durch rechtzeitige Fusion den neuen Mächten als gleichwertige Kräfte gegenübertreten können.

Als die entscheidenden politischen und wirtschaftlichen Faktoren der neuen Zeit zeichnen sich am Horizont bereits deutlich Amerika, Rußland und China ab. Diese drei sind zunächst die einzigen, in sich geschlossenen natürlichen Großmächte der Zukunft. Neben ihnen stehen das europäische Festland, das islamische Vorderasien und Indien mit Südostasien als heterogene in sich gespaltene und zerrissene Gebilde, die nur sehr schwer den Zusammenfluß finden werden, der allein ihnen gleichberechtigte Existenz neben diesen drei natürlichen Großmächten gewährleisten würde. Eine Sonderstellung nehmen das britische Weltreich und Japan ein. Japan befindet sich in der durchaus nicht beneidenswerten Lage, die Deutschland vor dem Kriege innehatte, es nimmt eine Großmachtstellung ein, die in ihren Aspirationen seine gegebenen Machtmittel übersteigt. Durch seinen Gegensatz zu China und sein Verhältnis zu England steht es zwischen den Rassen.

Noch eigenartiger ist die Stellung des britischen Weltreiches. In unserm Zeitalter der sich regional zusammenschließenden Weltmächte bildet dieses über die ganze Erde verstreute Weltreich eigentlich eine Anomalie. Das hindert nicht, daß es durchaus wirklich und lebenskräftig ist und noch eine ganze Weile eine machtvolle Rolle spielen wird, wenn ich mich auch des Eindrucks nicht verschließen kann, daß der Höhepunkt seiner Macht überschritten ist. Wir Deutsche haben durchaus kein unmittelbares Interesse an dem baldigen Zerfall des britischen Weltreiches, sondern im Gegenteil, ein solches Ereignis wird eigentlich für alle europäischen Staaten Schwierigkeiten und Verwicklungen im Gefolge haben.

Durch die modernen Verkehrs- und Nachrichtenmittel, insbesondere Flugzeuge und Radio, wird möglicherweise die Lebensspanne, die dem britischen Weltreich gesetzt ist, noch erheblich verlängert, denn natürlich bedeuten diese Mittel die Möglichkeit, die auseinanderstrebenden Teile noch einmal von der Zentrale aus zu beeinflussen und zusammenzuhalten. Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß es sich um divergierende Interessen handelt, und die ganze Politik von Downing Street besteht ja schließlich, auf gut wienerisch, in einem „Fortwurschteln“, indem man ein Loch aufmacht, um damit ein anderes zu stopfen. Kanada ist schließlich ein amerikanischer Staat, Australien ist einer des Pazifik, Südafrika hat bereits ganz klar zu erkennen gegeben, daß für es die Politik des „Africa first“ allein maßgebend ist. Die übrigen Dominions werden folgen, so daß zwischen ihnen und dem Mutterland eigentlich heute bereits nicht viel mehr als ein kulturelles Band besteht.

Bei dieser Fortentwicklung der weißen Dominions vom Mutterland steht und fällt die Macht Großbritanniens mit dem indischen Besitz. Um ihn zu erhalten, wird England Konzessionen machen müssen, die sich mit seiner Eigenschaft als europäische Nation nicht so ohne weiteres vertragen. — Das hat sich schon in Ostafrika gezeigt, wo London die Interessen der Inder gegenüber denen seiner eigenen Kolonisten durchzudrücken versuchte, die im Kriege seine loyalsten Untertanen waren. England befindet sich durch seine außereuropäischen Besitzungen ein wenig in der Lage des Habsburger Reiches. Wie die ursprünglich deutschen Habsburger durch die Fülle ihrer slawischen, magyarischen und romanischen Untertanen schließlich dazu kamen, alles andere als deutsche Politik zu treiben, so besteht auch die Möglichkeit, daß das Schwergewicht der außereuropäischen Interessen England in eine politische Entwicklungslinie drängt, die es von Europa fortführt.

---

## 7.

### Der Kern Europas

So bleibt von Paneuropa eigentlich nicht viel übrig, es schrumpft auf einen Kern zusammen, der aus Deutschland, Frankreich und Italien besteht. Man muß sich klar sein, daß alle Bemühungen, ein Paneuropa zu schaffen, weniger als Seifenblasen sind, solange es nicht gelungen ist, zwischen dem deutschen und französischen Volk eine ganz enge Fusion zu schaffen. Sieht man einmal ein wenig weiter in die Zukunft, so ist diese deutsch-französische Fusion das europäische Problem und auch vom deutschen Standpunkt unvergleichlich wichtiger als der österreichische Anschluß oder irgendeine andere politische Frage, wie sie uns jetzt bewegen.

Die deutsch-französische Fusion — wohlgermerkt Fusion, nicht nur Verständigung — erscheint mir eine unabwendbare Voraussetzung jeder paneuropäischen Konstruktion. Damit ist nicht gesagt, daß dies für Deutschland die einzige Lösung darstellt. Im Rahmen der weltpolitischen Entwicklung spielt Deutschland ja nur eine geringe Rolle, aber schließlich ist das deutsche Schicksal für uns ausschlaggebend, und so ist es unvermeidlich, daß selbst bei dem Bemühen nach größter Objektivität in diesem von einem Deutschen geschriebenen weltpolitischen Buch der deutsche Gesichtspunkt im Vordergrund bleibt.

Bei jeder Betrachtung der außenpolitischen Zukunft des Deutschen Reiches müssen wir uns prinzipiell von vornherein über einige Punkte klar sein. Zunächst ist die weltwirtschaftliche und weltpolitische Verflechtung heute so groß, daß

ein einzelnes Volk eine isolierte Stellung heute nicht mehr einnehmen kann. Keine „Neutralitätserklärung“ schützt es davor, in sich anbahnende Konflikte hineingezogen zu werden. Für ein Land von den geringen Ausmaßen und dem abgeschlossenen Landescharakter der Schweiz mag es in Zukunftskonflikten noch einmal möglich sein, sich aus den Mächtegruppierungen herauszuhalten, für Deutschland ist ein solches „Schweiz-Schicksal“ ganz und gar unmöglich.

Bei der Tendenz zur Konzentration ganz großer regional geschlossener Weltmächte, wie Amerika, Rußland, China, wird Deutschland nie mehr darauf rechnen können, eine Weltmacht ersten Ranges zu werden, selbst wenn es gelingen sollte, alle Deutschen in Europa in einem Staate zu vereinigen. Aber auch alle übrigen europäischen Mächte, selbst Frankreich und England, werden in der Zukunft eine solche Rolle nicht mehr spielen können, falls es nicht zu irgendeiner Fusion der europäischen Länder kommt.

Wenn ich sagte, daß Deutschland nie mehr eine Weltmacht ersten Ranges wird sein können, so heißt das nicht, daß es auf jede Machtpolitik in Zukunft verzichten muß; im Gegenteil, bei einer klugen, den Verhältnissen gerecht werdenden Politik kann und wird Deutschland eine viel größere Rolle spielen, als zur Zeit der entschwundenen kaiserlichen Machtpolitik möglich war. Nur wird es eben nicht im Rahmen eines geschlossenen nationalen Staates, sondern nur eines Nationalitätenstaates oder Staatenbundes möglich sein, wie sich diese auch in Europa werden herausbilden müssen, wenn unser Kontinent auch nur einigermaßen seine weltpolitische Rolle beibehalten will. Es klingt dies im Zeitalter des schärfsten Nationalitätenhasses, des lächerlichsten Nationalistengetriebes der kleinen Staaten und der schweren Kämpfe und Reibungen mit den Minderheiten in den Nationalitätenstaaten absurd und phantastisch. Aber diese Periode des übertriebenen Nationalgefühls wird vorübergehen, und es wird vielleicht gar nicht mehr so lange dauern, daß dem europäischen Bewußtsein ein

Krieg unter europäischen Staaten genau so absurd vorkommen wird, wie uns heute etwa eine Fehde zwischen zwei Rittern oder auch zwischen zwei deutschen Territorialstaaten.

Deutschland kann jedoch nicht nur in einem solchen Staatenkonzern in zukünftigem Sinne des Wortes eine Weltmachtrolle spielen, im bisherigen Sinne ist es auch heute bereits wieder Weltmacht. Der Begriff einer Weltmacht wird ja nicht lediglich durch die Anzahl der Bataillone, Kanonen, Tanks, Flugzeuggeschwader und Panzerkreuzer repräsentiert, sondern Weltmacht ist die Summe der Lebensenergien eines Volkes. Auch hierbei spielen geistige Potenzen nicht die geringste, sondern im Gegenteil die ausschlaggebende Rolle. Wir Deutsche stehen wohl den Ereignissen viel zu nahe, um auch nur halbwegs ermessen zu können, welch eine Unsumme von Vitalität, Lebenskraft, Aktivität und Energie dieser rasend rasche deutsche Wiederaufstieg nach dem beispiellosen Zusammenbruch, der Niederlage, der Revolution und Inflation bedeutet.

Ich hatte im Frühling 1921 mit dem damaligen Präsidenten von Argentinien Irigoyen eine Unterredung, in der er die Ansicht äußerte, daß sich Deutschland in zehn Jahren wieder erholt haben und wieder eine maßgebende Rolle in der Weltpolitik spielen würde. Diese Äußerung zeigt, wie damals schon, allerdings von einem besonders klarblickenden Ausländer, die Situation in Deutschland beurteilt wurde. Auf meinen übrigen Reisen hat sich dann die Überzeugung von der Rolle, die Deutschland heute bereits in der Welt wieder spielt, weiter gefestigt. — Mit jedem neuen Schiff, das hinausgeht, mit jedem Warenballen, jedem deutschen Ingenieur und Kaufmann wächst diese deutsche Stellung im Auslande, allerdings auch die Verflechtung des deutschen Schicksals in die mancherlei Konfliktstoffe und Reibungsmöglichkeiten der großen Politik und damit die Notwendigkeit, das Schiff der deutschen Außenpolitik immer sorgsamer zu steuern.

Je aktiver diese Außenpolitik wird, desto mehr schiebt



sich auch die koloniale Frage in den Vordergrund. Unsere früheren Kolonien stellen, soweit ich sie aus eigener Anschauung kenne, wesentlich größere wirtschaftliche Werte dar, als die Kolonialgegner zugeben wollen; auf der andern Seite können sie natürlich nur einen Teil von dem erfüllen, was die Kolonialfreunde von ihnen erhoffen. Auch wenn wir alle unsere Kolonien unverkürzt zurückerhielten, wären wir weder in der Lage, unsern Rohstoffbedarf aus ihnen zu decken, noch spielten sie für unsere Außenhandelsbilanz eine entscheidende Rolle, noch kämen sie zur Aufnahme unserer überzähligen Bevölkerung in nennenswertem Maße in Frage. Trotzdem gewinnen alle diese wirtschaftlichen Momente ständig an Bedeutung, je mehr der Welthandel ins Stocken gerät und je größer die Schwierigkeiten werden, unsern Rohstoffbedarf im Ausland zu decken. Jedoch vielleicht der triftigste Grund, der für koloniale Betätigung eines europäischen Volkes spricht, liegt in der dadurch erworbenen kolonialen Praxis, der unmittelbaren Berührung mit allen Rassenfragen und Weltproblemen.

Bei all dem rein wirtschaftlichen Wert, den der Kolonialbesitz auch heute noch darstellt, darf man jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß die Zeit der eigentlichen kolonialen Politik und Expansion vorüber ist. Natürlich wird aus diesem Gesichtspunkt heraus im Hinblick auf eine schließlich doch noch ungewisse Zukunft kein Staat einen wertvollen, wirtschaftlich aktiven Kolonialbesitz einfach abstoßen. Etwas anderes ist jedoch die Frage, welche Opfer ein kolonieloser Staat — wie Deutschland es heute schließlich, wenn auch nicht *de jure*, so doch *de facto* ist — bringen und welche Risiken es eingehen soll, um wieder zu kolonialer Betätigung zu gelangen.

Aber Lebensfragen eines Volkes dürfen nie allein vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus beurteilt werden, und auch was den Handel anbetrifft, stehen den Nachteilen, welche die fremde Flagge natürlich mit sich bringt, auch Vorteile gegen-

über. Man denke nur an die Inderfrage in Ostafrika. Dort liegt der ganze Einzelhandel und ein guter Teil des Großhandels in indischen Händen. Diese indischen Händler fühlen sich mit Recht nicht nur in politischer, sondern auch in sozialer Hinsicht von den Engländern zurückgesetzt und boykottieren den englischen Handel, wo sie können, indem sie deutsche Waren bevorzugen. Wären wir wieder Herren in Ostafrika, so müßten wir uns mit den Indern auseinandersetzen, ihnen entweder volle wirtschaftliche, politische und vor allem gesellschaftliche Gleichberechtigung gewähren, oder die Freundschaft und Sympathie nicht nur der ostafrikanischen Inder, sondern darüber hinaus auch des indischen Volkes würde sich in Animosität und Gegnerschaft verwandeln.

Es ist ganz unbestreitbar, daß die einzigartige Stellung Deutschlands als einer kolonielosen weißen Großmacht im Wirtschaftsaustausch mit den farbigen Rassen und auch weltpolitisch eine ganze Reihe von Vorteilen mit sich bringt. Wer als Deutscher viel in den Gebieten farbiger Rassen gereist ist, weiß die Vorteile wohl zu würdigen, die ihm aus seiner Nationalität erwachsen. Ich habe verschiedene schwierige Reisen gemacht, die ein Engländer oder Franzose oder selbst Amerikaner nicht so ungefährdet hätte durchführen können. Selbst in den Ländern, in denen eine fremde Flagge weht, wie in Indien, spürt man doch immer wieder, wie die untergeordneten einheimischen Organe alles tun, um sich hilfsbereit zu zeigen und ihre Sympathie zu erweisen. Unsere Kaufleute und Exporteure verstehen auch — ohne ein großes Geschrei darum zu machen — diese Vorteile sehr wohl in klingende Münze umzusetzen. Den erstaunlich raschen Aufstieg, den der deutsche Handel in Ostasien nach dem Kriege wieder genommen hat, verdankt er nicht zum mindesten dieser einzigartigen Stellung des Deutschen Reiches. Diese Stellung und diese Sympathien der farbigen Rassen, die weltpolitisch nicht zu unterschätzen sind, setzt Deutschland in dem Augenblick aufs Spiel, wo es wieder in die Reihe

der Kolonialmächte eintritt. Wie ich schon sagte, es ist natürlich nicht so, als ob eine geschlossene Front der Farbigen gegen die Weißen bestünde, aber es gibt doch ein gewisses gemeinsames Rassegefühl von Farbigen gegen Weiß, und infolge der Durchsetzung Ostafrikas mit Indern bleibt auch eine koloniale Betätigung in Afrika nicht ganz ohne Rückwirkung auf Asien. Bezeichnend ist, daß der englische Nachrichtendienst alle Resolutionen der deutschen Kolonialverbände und kolonialen Tagungen, die wieder Kolonien fordern, sofort in die indische Presse lanciert, um dadurch den Sympathien für Deutschland entgegenzuwirken.

Allein alle Würdigung der Sympathien der farbigen Völker darf uns nicht darüber täuschen, daß sie auf die Dauer natürlich nur bedingt auswertbar sind. Wir liegen nun einmal im Herzen Europas, und es ist unvermeidlich, daß wir alle Erschütterungen einer asiatischen Expansion gleichfalls zu fühlen bekommen. Wir können das Erstgeburtsrecht unserer weißen Rasse nicht für das Linsengericht der farbigen Sympathien verkaufen. Wenn es wirklich einmal zu einer über Rußland gegen Europa flutenden mongolischen Welle kommen sollte, so würden uns alle Sympathien, die wir den Chinesen bezeugt haben, kaum davor bewahren, alle Konsequenzen durchzukosten, die eine erneute asiatische Hegemonie für Europa im Gefolge hätte. Bei aller Würdigung und Hochschätzung des ostasiatischen Charakters zeigt dieser solche Züge von Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen Menschenleid, daß man als Weißer bei der Vorstellung, die Gelben könnten einmal Macht über die Weißen gewinnen, nur bis ins Innerste erbeben kann.

Für die deutsche Politik heißt es also, bei möglichster Ausnutzung und Ausspielung der farbigen Sympathien rechtzeitig den Anschluß an eine europäische Konstellation zu gewinnen, der uns gleichzeitig wieder in den Besitz von Kolonien bringt, ohne daß wir große Opfer dafür bringen müssen.

Im Grunde gibt es nur drei Lösungen für Deutschland: enge Verbundenheit mit Rußland, mit Frankreich oder mit England, vielleicht mit beiden letzteren zusammen. Enge Verbindung mit Italien kann auf die Dauer nur eine Teillösung darstellen. Die Linie Berlin-Rom ist zwar die Achse Europas, aber sie erweist sich nur dann als tragfähig und konstruktiv, wenn sich Europa um sie herum organisch angliedert. Für sich allein ist sie in der Gefahr, durch die Linie Paris-Moskau torpediert zu werden.

Was nun die erste Lösung anbetrifft, so weilte ich zur Zeit von Rapallo in Rußland und habe die starke Begeisterung mit erlebt, die der Abschluß dieses Vertrages im Bereich der Sowjetunion auslöste. Damals schien die „östliche“ Lösung durchaus möglich, ja wünschenswert. Die Anlehnung an Rußland versprach die schnellste Befreiung aus den Fesseln des Versailler Vertrags, und darüber hinaus hatte sie viel Bestechendes für sich. Nur im Osten findet Deutschland den Raum, den es braucht, und das weite Feld für seine Aktivität und seine Energie. Aber es sind ein paar große „Aber“ dabei. Zunächst muß man sich klar sein, daß eine Fusion mit Rußland auch irgendwie eine Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus bedingt. Ganz abgesehen davon, daß bei dem heutigen sozialen Kräfteverhältnis eine Übernahme bolschewistischer Einrichtungen auf Deutschland ganz ausgeschlossen erscheint, darf man nicht verkennen, daß der Bolschewismus keine westeuropäische Lösung des sozialen Problems darstellt. So wenig ich glaube, daß der Kapitalismus das letzte Wort für Europa bedeutet, und so sicher ich davon überzeugt bin, daß auch die Wirtschaftsformen in Europa sich grundlegend wandeln werden, so wenig sind die, sagen wir einmal reichlich grobschlächtigen Methoden des Bolschewismus für ein so kompliziertes Wirtschaftsgebilde möglich, wie es die mittel- und westeuropäischen Staaten darstellen. Also westeuropäischer Sozialismus und Kommunismus werden ihre eigenen Methoden entwickeln müssen, wenn sie ihr Ziel einer gerechteren Ver-

teilung der Produktionsmittel und Hebung der Lage der arbeitenden Klassen erreichen wollen.

Aber gesetzt den Fall, die Angleichung der sozialen Einrichtungen und Wirtschaftsmethoden Deutschlands und Rußlands ließe sich erzielen, so ergeben sich bei der östlichen Lösung erhebliche Gefahrenmomente. Die außerordentliche Schwierigkeit, mit den Sowjetleuten zu verhandeln, zu definitiven Abschlüssen zu kommen und eine sich immer wieder zeigende Unsicherheit und Unzuverlässigkeit will ich gar nicht in Rechnung stellen, denn sie könnte in der Hauptsache durch die gegenwärtige, überaus schwierige Situation ausgelöst werden, die durch den Stand der Weltwirtschaft und die Verhältnisse bedingt ist. Nein, ich denke mehr an die Gefahren, die gerade aus dem erwachsen, was zunächst nur Vorteile bietet. Es handelt sich da um die Überlegenheit des Deutschen gegenüber den Russen in jeder Form von technischer und wirtschaftlicher Tätigkeit. Man macht sich bei uns im allgemeinen keine rechte Vorstellung davon, welche Rolle der Deutsche vor dem Krieg in Rußland spielte. Sie war bis weit ins russische Asien hinein wirksam. Noch an der chinesischen und afghanischen Grenze traf ich asiatische Russen, die Deutsch verstanden. Gerade unter den heutigen Verhältnissen würde Deutschland, wenn es sich mit Rußland politisch und wirtschaftlich eng liierte, eine unerhörte Rolle im ganzen Reich der Sowjetunion spielen. Aber es wäre nur zu natürlich, wenn eine solche überragende Rolle der Deutschen eine ähnliche feindliche, gefühlsmäßige Reaktion der Russen auslösen würde, wie das vor dem Kriege der Fall war.

Ferner ist zu erwägen, daß das Zahlenverhältnis zwischen der deutschen und russischen Bevölkerung allzu ungleich ist, daß die Sprachschwierigkeiten ungewöhnlich groß sind und daß schließlich Deutschland durch eine Fusion mit Rußland in das ganze Netz der künftigen asiatischen Komplikationen in viel zu hohem Maße hineingezogen würde. Rußland ist schließlich eine halb asiatische Macht, die sich mit

Mongolen verschmelzen kann. Deutschland wäre dazu nie in der Lage, und so ergaben sich gegen eine östliche Lösung bereits eine ganze Reihe schwerer Bedenken, ehe die klare Frontstellung des Nationalsozialismus jedes Paktieren mit dem Bolschewismus unterband.

Leider mußte die Front gegen Osten eingenommen werden, ehe eine Verständigung nach Westen hin gelungen war. Auch dieser Lösung stehen gewisse Schwierigkeiten entgegen, und zwar auf beiden Seiten. Rein rassenmäßig wäre eine deutsch-britische Fusion das Ideal. Wenn man im Auslande lebt, merkt man immer wieder, wie außerordentlich nah uns rein gefühlsmäßig die Engländer stehen. Mit Angehörigen keiner andern Nation kommt man so rasch auf einen vertrauten Fuß, und man mag gegen die Engländer als Nation sagen, was man will, der einzelne Engländer ist von ungewöhnlichem Anstand und Zuverlässigkeit. Die Schwierigkeit mit England ist nur die, daß es eine Insel ist, daß es schon keine rein europäische Macht mehr repräsentiert und sich vielleicht immer mehr im außereuropäischen Sinne entwickeln wird. Das schwerwiegendste Argument aber ist, daß uns alle Verständigung mit England nichts nützt, wenn damit die deutsch-französische Frage nicht bereinigt wird und die Gefahr, ja nur die entfernte Möglichkeit eines deutsch-französischen Konfliktes bestehen bleibt. Er kann auf die Dauer nur durch eine deutsch-französische Fusion — eine Fusion, nicht bloß eine Verständigung — „für immer“ aus der Welt geschafft werden.

Ich gebe zu, daß eine derartige Verschmelzung Deutschlands und Frankreichs zu einem Staate oder auch nur einem Staatenbunde heute als lächerliche und groteske Utopie erscheint. Ich gebe auch zu, daß mir eine derartige Entwicklung selbst so unwahrscheinlich vorkommt, daß ich nicht daran zu glauben vermag, daß mir aber trotzdem eine ganz klare verstandesmäßige Erkenntnis sagt, daß diese deutsch-französische Union die einzige Möglichkeit ist, beiden Län-

dern ihren Einfluß in der Welt zu sichern, der ihnen auf Grund ihrer kulturellen Stellung und Vitalität zukommt. Der Neuaufbau der Welt, dessen Notwendigkeit man nach dem Kriege wenigstens unbewußt erkannt hat, läßt sich eben nicht vom Dach aus beginnen, wie man es mit dem Völkerbund versucht hat. Dieser ist in der Idee gut und schön, aber in seiner Verwirklichung maßlos verfrüht. Er ist als ideelles Moment nicht zu unterschätzen, um den Gedanken einer übernationalen Organisation zu propagieren, aber nur solange er nicht auf eine ernsthafte Probe gestellt wird. In diesem Fall müßte er glatt versagen und würde dadurch eine kontraproduzente Wirkung ausüben und den Gedanken einer überstaatlichen Organisation auf lange hinaus zurückwerfen. (Diese im Jahre 1928 niedergeschriebenen Worte sind 1935/36 mit der mißglückten Völkerbundsintervention anläßlich des italienisch-abessinischen Krieges voll in Erfüllung gegangen.)

Aus dem gleichen Grunde ist auch die Idee Paneuropa so lange verfrüht, als die deutsch-französische Frage nicht restlos gelöst ist.

Eine deutsch-französische Union kann natürlich auch keine Panazee für alle Differenzen und Streitfragen sein, wie ich überhaupt nicht glaube, daß der Weltfriede sich lediglich ideenmäßig oder gar vereinsmäßig sichern läßt. Darin liegt wohl der Trugschluß der pazifistischen Bewegung. Man muß sich klar sein, daß die Sicherung des Friedens eine Vergewaltigung oder zum mindesten Umbildung der Natur ist, die durchaus auf rücksichtslosen und erbitterten Kampf und gegebenenfalls Ausrottung eingestellt ist. Der Weltfriede läßt sich meiner Ansicht nach nur etappenweise in einer Entwicklung sichern, die noch Jahrhunderte und Jahrtausende dauern kann. Das einzige, was erreichbar erscheint, ist, den Kreis der miteinander in Fehde Liegenden immer enger zu ziehen, also immer größere Volks- und Interessengruppen zu organisieren, wodurch die Kriege immer seltener werden, allerdings auch, wenn sie ausbrechen, an Furchtbarkeit zunehmen. Doch ist

das wohl eine unvermeidliche Entwicklung, die nicht von heute auf morgen durch Resolutionen und ebensowenig durch noch so furchtbare Ausmalung der Schrecken eines Zukunftskriegs aus der Welt geschafft werden kann.

Was einen jedoch für eine paneuropäische Organisation optimistisch macht, ist die Tatsache, daß die europäische Zivilisation heute der Faktor ist, der das Gesicht der Welt am stärksten beeinflußt. Gewiß, diese europäische Zivilisation befindet sich in einer innerlichen Dekadenz, die Auflösung sein kann; dann ist natürlich der „Untergang des Abendlandes“ unaufhaltsam und unvermeidlich. Es kann sich jedoch auch um eine Umbildung handeln, und es spricht eigentlich nichts gegen die Annahme, daß die abendländische Seele noch so viel Kraft hat, eine neue Welthypothese zu schaffen, die stark genug ist, zusammen mit einer dann auch rein äußerlich und technisch unvergleichlich höherwertigen Zivilisation das Bild der Erde entscheidend zu beeinflussen.



---

---

8.

## Die neue Hypothese als Konsequenz der technischen statt der magischen Seeleneinstellung

Die gedankliche Neukonstruktion eines von dem Bisherigen abweichenden Weltbildes leitet sich als zwingende Forderung aus den Erscheinungen der Gegenwart ab. Aus dem Vorhergehenden ist vielleicht klar geworden, in welchem Ausmaß und in welchem Rahmen die Hypothese eines der abendländischen Seele entspringenden Weltbildes wirksam werden könnte.

Man wird nun mit Recht eine genaue Skizzierung dieser Hypothese erwarten.

Aber hier setzt die Schwierigkeit ein, und ich kann mich nur hinter das schon Gesagte zurückziehen, daß eine neue Weltbildgestaltung eine unterbewußte geistige und seelische Schöpfung ist, die nicht von einem einzelnen, sondern aus der seelischen Einstellung eines Volkes, einer Rasse und einer Zeit heraus geschaffen wird. Die Umstellung von einer magischen Seeleneinstellung auf eine technische, wie sie unsere Zeit ziemlich restlos durchgeführt hat, hat uns wohl eine in früheren Epochen unmöglich scheinende Beherrschung der Naturkräfte und der technischen Mittel gebracht, aber sie hat uns gleichzeitig die unmittelbare Verbundenheit mit der Weltseele genommen und damit die Möglichkeit, auf magischem Wege auf sie zu wirken. Wenn ich hier von „Magie“ und „magisch“ spreche, so meine ich natürlich nicht Zauberei oder Hokusfokus, sondern jene sehr realen schöpferisch gestalten-

den Seelenkräfte, die sich der exakten wissenschaftlichen Formulierung entziehen. „Wer's nicht erfühlt, der wird es nicht erjagen.“ Es handelt sich hier um jenen geistig-seelischen Kräftekomplex, der sich in jeder Zeit wieder in anderer Form manifestiert.

Auf diesem Gebiete ist eine Verständigung außerordentlich schwierig. Die Mehrzahl der europäisch-amerikanischen Menschen hat infolge der Technisierung der abendländischen Seele die magische Kraft verloren, die auch der Weiße in früheren Zeiten besaß und über die die farbigen Menschen im allgemeinen auch heute noch verfügen. Dadurch ist aber dem Abendland überhaupt das Verständnis für alles verlorengegangen, was nicht naturwissenschaftlich erkennbar und technisch ausdrückbar ist.

Nun möchte ich Magie und Technik keineswegs als polar hinstellen, sondern ich glaube, daß auch die Technik im Grunde nichts anderes ist als eine Funktion der Magie. Die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung unserer Zeit ist erfolgt aus einer gewissen magischen Einstellung der abendländischen Seele, die dahin drängte, sich ausschließlich in der „Maschine“ zu manifestieren. Ursprünglich stand ohne Zweifel die „Maschine“ neben dem „Geist“. Aber mit der fortschreitenden Technisierung ging dem weißen Menschen das Wissen verloren, daß auch der exakten Naturwissenschaft und Technik letzten Endes die magischen Kräfte der Seele zugrunde liegen. So glaube ich, daß die ganze entscheidende Zukunftsfrage, ob das Abendland vor einem Untergang oder vor einem Aufstieg steht, nicht zum wenigsten dadurch bestimmt wird, ob der abendländische Mensch die Magie in der Technik erkennt. Die Aufgabe dürfte wohl sein, den vollen Druck der Seelenkraft der abendländischen Masse bewußt an die Entwicklung der Technik anzusetzen.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß das ja heute schon geschieht, und daß die Technik sich in rasendem Tempo weiterentwickelt. Das stimmt, aber es ist ein großer Unter-

schied, ob diese Entwicklung in voller Bewußtheit der Magie, die dahintersteht, erfolgt oder rein verstandesmäßig.

Ich halte die Einstellung zur Technik für die Schicksalsfrage nicht nur für uns Abendländer, sondern für die ganze Welt, und ich glaube, daß letzten Endes alle im vorigen Abschnitt angeschnittenen Fragen der Weltmachtverteilung zwischen den Rassen in der Hauptsache durch ihr Verhältnis zur Technik bestimmt werden. Ich möchte dabei allerdings immer und immer wieder betonen, daß Erfindungen und Maschinen allein nicht entscheidend sind, sondern daß es darauf ankommt, wie die menschliche Seele sich dazu stellt, ob sie sie nur rein äußerlich akzeptiert, oder als etwas, das mit den tiefsten Dingen des Lebens verknüpft ist, und das nicht nur die Lebensformen, sondern auch die seelische Gestalt und die magische Kraft der Seele und ihre Verbundenheit bzw. ihre Lösung von der kosmischen Weltseele mit beeinflußt.

Allerdings muß Technik hier im weitesten Sinne verstanden werden. Technik ist alles, das nicht magisch, also durch bewußte oder unterbewußte Willensausstrahlung und Seelenkraft gestaltet wird, sondern mit einem äußerlichen technischen Mittel. Das braucht nicht immer eine Maschine oder ein Apparat zu sein, sondern kann sich auch in einer sozialen Einrichtung äußern. Die völlige Umstellung des Abendländers zur Technik geht schon daraus hervor, daß wir glauben, alle Nöte der Seele oder des menschlichen Zusammenlebens durch die Maschine, also durch irgendeine Einrichtung, heilen zu können, daß es für alle Fragen eine beste Lösung gibt, ein Rezept, das man nur zu befolgen braucht.

Um beim Leser keine falschen Ansichten zu erwecken, möchte ich bemerken, daß ich persönlich mich durchaus mit dem abendländischen Menschen und all seinen Schwächen identifiziere, und daß ich durchaus nicht prätiere, über irgendwelche magischen Kräfte zu verfügen, die der Abendländer im allgemeinen nicht mehr besitzt. Ich bin lediglich durch Reisen mit offenen Augen und vorurteilsloses Beob-

achten der im menschlichen Wechselspiel wirksam werdenden Kräfte zu der Einstellung gekommen, die ich hier zu skizzieren versuche. Das Wesentliche dieser Einstellung ist die Erkenntnis, oder sagen wir lieber bescheidener die Vermutung, daß die hinter den verstandesmäßig erfäßbaren Erscheinungen stehenden magischen Kräfte die eigentlich wirksamen sind, und daß die auf naturwissenschaftlicher Erkenntnis beruhende „Maschine“ vielfach nur auf einem Umweg erreicht, was der im Vollbesitz der magischen Kräfte stehende, naturverbundene Mensch durch direkte Willensschöpfung erstehen läßt.

Allerdings ist ein Unterschied dabei, und wir kommen zu einem wesentlichen Punkt. Die magischen Kräfte in ihrer vollen Wirksamkeit waren wohl immer nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt, in der Regel auf die Priester, Zauberer oder welche äußere Form die Bewahrer des Mythos annahmen. Was die Magie wenigen vorbehielt, bringt die Technik nun der breiten Masse.

Der „Medizinmann“ der Naturvölker heilt durch Magie. Darüber hinaus verfügt er in der Regel über einen gewissen Schatz von medizinischen Kenntnissen, die auch von der abendländischen Wissenschaft anerkannt würden. In der Hauptsache beruht seine Heilwirkung aber auf den Seelenkräften, die er auszulösen und in Wirksamkeit zu bringen versteht. Der abendländische Arzt heilt durch Wissenschaft, also durch Technik; allerdings auch nicht ausschließlich, sondern auch er setzt magische Kräfte für den Heilprozeß in Bewegung. Ein so diskreditiertes und mißverständliches Wort wie Magie wird dabei allerdings nie zur Anwendung kommen, sondern man sagt, daß die Natur mithelfen muß. Im Grund handelt es sich bei „Natur“ und „Magie“ natürlich um dieselben Dinge, obgleich es nicht ganz gleichgültig ist, mit welchem Wort wir einen seelischen Begriff symbolisieren. Es gibt auch eine Wort-Magie, und der gleiche Begriff kann je nach dem Wort, mit dem wir ihn symbolisieren, seelisch verschieden wirksam werden.

Ich will dies an einem Beispiel zu verdeutlichen suchen.

Das, was der Wilde „Zauber“ nennt, nennen wir „Suggestion“. Die seelische Kraft, die durch diese beiden verschiedenen Worte umschrieben ist, wird infolge des verschiedenen Wortkleides auch verschieden wirksam. Der australische Eingeborene, der auf der allertiefsten Kulturstufe steht, kann — weil er Zauber und nicht Suggestion sagt — durch die suggestive Kraft seiner Seele noch Leben und Tod beeinflussen. Es ist eine bekannte, einwandfrei festgestellte Tatsache, daß er durch bloßen Willensentschluß einen Feind aus dem Leben schaffen kann. Das geschieht mit Hilfe des sogenannten Knochenzaubers. Auf einen menschlichen Knochen wird der tödliche Fluch gesprochen und dieser Knochen dann dem schlummernden Feinde zugesteckt. Findet er ihn beim Erwachen, so weiß er, daß er sterben muß, und er stirbt auch, wenn es ihm nicht rechtzeitig gelingt, den Feind auszukundschaften und den Zauber durch einen Gegenzauber unwirksam zu machen. Wie lebenszerstörend, wirkt diese Kraft auch lebenerhaltend.

Nun tun wir selbstverständlich — und von unserm Standpunkt aus durchaus mit Recht — derartige Praktiken als finstersten Aberglauben, als Zauberei ab. Aber wir verwenden die gleiche, dem Zauber zugrunde liegende Kraft auch in unserm täglichen Leben, insbesondere in der Medizin, nur daß ein Patient, dem eine Heilsuggestion eingegeben wird, ihr natürlich nicht in dem gleichen Maße unterliegt, weil er eben weiß, daß es nur Suggestion ist, die wirksam werden kann oder auch wirkungslos bleibt, während der Wilde weiß, daß der Zauber nie versagt.

Auf der einen Seite haben wir durch unsere Naturerkenntnis und Technisierung der Seele unsere magische Kraft geschwächt und unwirksam gemacht. Auf der andern Seite aber haben wir durch den technischen Fortschritt Magie für den Hausgebrauch in handliche, jederzeit und für jedermann verfügbare Form gebracht. In diesem Sinne ist ein Flugzeug, ein Motor, aber auch ein medizinisches Präparat, ein Serum

oder ein Präventivmittel gegen die Empfängnis technisierte Magie. Ein magisches Volk setzt sich mit der Natur auf magische Weise auseinander, versucht also einer Naturkatastrophe, einem Erdbeben, einer Überschwemmung, einer Epidemie, einer Seuche, je nach der Religionsform durch Gebet, durch Zauber, durch Opferung entgegenzutreten. Ein technisches Volk wendet technische Mittel an, bekämpft also die Überschwemmung durch Dämme, die Seuche durch Impfungen, während es allerdings dem Vulkanausbruch auch heute noch hilflos gegenübersteht. Natürlich wird das magische Volk auch technische Mittel und das technische, wenn vielleicht auch unbewußt, magische zur Anwendung bringen. Aber mit der fortschreitenden Technisierung, wie wir sie heute erleben, tritt die Magie immer mehr in den Hintergrund, und die Technik wird mehr und mehr ausschließlich wirksam. Der aus dem Überhandnehmen der Technik folgenden Konsequenzen aber müssen wir uns bewußt werden. Ich glaube, daß die Gesamtheit der jetzt unser abendländisches Leben bestimmenden und beunruhigenden Krisen ihre letzte Wurzel in der Technik und darin hat, daß wir die Rolle noch nicht genügend erkannt haben, die sie nicht nur in unserm äußeren, sondern auch in unserm seelischen Leben als bestimmender Faktor spielt. Nicht nur die soziale Frage, auch das Eheproblem, die ganze sexuelle Krise des abendländischen Menschen, der Aufruhr der Jugend und die Unsicherheit in der ganzen Erziehungsfrage haben in der technischen Umwälzung und der dadurch hervorgerufenen Seelenumstellung ihren Anlaß.

Ich weiß selbstverständlich, daß ich hier in unzulässiger Weise verallgemeinere, aber wenn man das Gefühl hat, daß das ganze bisherige Weltbild sich auflöst und ein neues sich danach drängt, dem Menschen von heute bewußt zu werden, so muß man bei dem Versuch der Bewußtseinswerdung in dem sich auflösenden Chaos einen festen Punkt haben, an den man sich klammert und von dem aus man die Neukonstruktion versucht.

Für einen solchen festen Punkt scheint mir die Technik — Technik allerdings in dem umfassenden Sinne, wie ich ihn zu skizzieren versuche — als der geeignetste.

Wenn jetzt die Frage nach dem Gesichtspunkt der neuen Welthypothese wiederholt wird, so möchte ich antworten, daß wir uns dieser wohl am raschesten bewußt werden, indem wir diese Zeit, in der wir nun einmal leben, mit all ihren Erscheinungen restlos bejahen.

Das ist für uns Ältere nicht ganz einfach, die wir noch das alte festgefügte Weltbild kannten und uns seiner Vorteile erfreuten. Ich glaube, daß die Ausstrahlung des früheren Weltbildes noch ungewöhnlich stark ist, und darin liegt wohl die Erklärung dafür, daß gerade starke und freie Geister der älteren Generation die heutige Zeit ablehnen, daß Männer, die in ihrer Jugend für die Freiheit der Liebe kämpften, die erotische Freiheit unserer Zeit nicht akzeptieren, sondern im Gegenteil in ihr das Ende der Liebe sehen. In der Stärke dieser Erscheinung liegt mehr als die natürliche Wandlung der revolutionären jugendlichen Gärung zum konservativen Bewahrenwollen des Alters.

Ich bekenne auch freimütig, daß ich persönlich durchaus und bewußt mein eigenes persönliches Leben vielfach „altmodisch“ gestalte. Ich bin auch bei diesem Versuch einer Auseinandersetzung mit den treibenden Kräften einer neuen Zeit immer wieder in Versuchung, das Loblied der alten zu singen. Das hindert aber nicht, daß ich rein erkenntnistheoretisch eine klare Vorstellung habe, daß die Schaffung der neuen Hypothese nur durch restlose Bejahung der jetzigen Zeit mit all ihren Erscheinungsformen erfolgen kann. Es ist gar keine Frage, daß mit Abbruch der alten abendländischen Lebensformen gewaltige seelische und geistige Werte mit zerstört werden. Ebenso habe ich keinen Zweifel, daß der Mensch der früheren Zeit, der noch fähig war, eine schöne Landschaft oder ein Kunstwerk mit aller Muße seiner Seele in sich aufzunehmen und zum Wirken zu bringen, der noch in der

Lage war, sich ein gutes Buch innerlich zu eigen zu machen, der noch mit einem Menschen des andern Geschlechts eine lebenslängliche wirkliche Einheit zu bilden vermochte, gewaltige Vorzüge und Vorteile vor dem gejagten, gehetzten und zerfahrenen Menschen unserer Tage hatte, dem die Fähigkeit zu wirklicher Konzentration und dem Spielenlassen seiner magischen Kräfte immer mehr abhanden kommt. Aber ich weiß auch, daß die alte Zeit, die alte Seelenverfassung, die alte Welthypothese durch nichts und niemand zu erhalten ist, daß sie auch in uns, die wir vielleicht innerlich noch zur alten Zeit gehören, bereits erledigt und außer Kraft gesetzt ist.

Aber gerade, wenn man sich dieser Erscheinung bewußt wird, muß man erkennen, daß es sich bei der Schaffung dieser neuen Hypothese um unendlich viel mehr handelt als um ein einfaches Rezept. Es gibt ebensowenig eine schlechthin vollkommene Regelung der ehelichen Beziehungen wie eine ideale Herrschafts- oder Wirtschaftsform, im Gegenteil, die Form ist relativ belanglos gegenüber dem seelischen Inhalt, während wir heutigen Menschen alles von der Form erwarten und glauben, die Ehe, die Jugend, die sozialen Verhältnisse, die Politik und die Wirtschaft durch die Form lösen zu können. Was hat man nicht beispielsweise alles von der Einführung des allgemeinen Wahlrechts oder der Gleichstellung der Frau erwartet und erhofft!

Damit komme ich auf den Kern, daß die neue Welthypothese weniger eine Sammlung von Rezepten und Vorschriften sein kann als ein Seelenzustand, der die Gesamtheit der Erscheinungen unserer Zeit als geschlossene Einheit empfindet und hinter ihrer Technik ihre Magie fühlt. Erst wenn eine Lebensform, ganz einerlei ob das eine Ehe oder Regierungsform oder irgendeine gesellschaftliche Bindung ist, als aus der Seele gestaltete, nicht verstandesmäßig geschaffene Form in Erscheinung tritt, kann sie formbildend und richtunggebend für einen bestimmten Menschenkreis, für eine Epoche, werden.

---



---

9.

## Die Relativität der Moralität und die Normung der Moralbegriffe

Somit beginnt und endet jede Aufstellung einer Welthypothese mit dem Menschen. Sie ist nichts anderes als die Ordnung der Erscheinungen der Welt und darüber hinaus ihre Formung und Benennung für den Gebrauch und die Zwecke des Menschen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe, wobei Form und Name teilweise identisch sind. Die erste Vorbedingung für die Aufstellung einer neuen Welthypothese ist also die Auseinandersetzung mit dem Menschen, die Sichtung und Wertung der Beziehungsformen von Mensch zu Mensch im weitesten Sinn, beginnend mit dem Verhältnis der Geschlechter zueinander bis zu den kompliziertesten Konstruktionen sozialen Gemeinschaftslebens. Denn diese Gemeinschaftsformen, generell gesprochen Sitte und Sittlichkeit, befinden sich heute auf der ganzen Erde im Zustand der Wandlung. Hinter der Fassade der noch anspruchsvoll sich gebärdenden sittlichen Formen und Normen einer untergehenden Epoche macht sich bereits die volle Auflösung bemerkbar. Am stärksten ist dieser Prozeß im Abendlande, aber wir können ihn auch in den meisten übrigen Kulturgebieten der Erde verfolgen, wobei er zum Teil natürlich eine Folge des zersetzenden Einflusses der europäischen Zivilisation ist. Aber darüber hinaus zeigt sich diese Dekadenz auch als Müdigkeitserscheinung und Absterbungsprozeß im natürlichen Ablauf der farbigen Kulturen und Zivilisationen.

Bei der Beurteilung dieses Umwandlungsprozesses von Sitte und Sittlichkeit oder, genereller gesprochen, der Beziehungen der Menschen zueinander, wollen wir uns als Menschen des Zeitalters der Relativitätstheorie vor absoluten Werturteilen hüten. Um die Fiktion einer absoluten, allgemein gültigen Moral fallen zu lassen, brauchen wir aber das schwere Geschütz der Relativitätstheorie gar nicht aus den eisigen Höhen der höheren Mathematik herunterzubemühen; ein Blick in die Welt genügt. Dieses Enger- und Kleinerwerden der Welt durch die modernen Verkehrs- und Nachrichtennittel, dieses Hineintragen der exotischen Länder, ihrer Sitten und Kulturen in unsern Alltag durch die moderne Reiseberichterstattung, Film und Radio, kann und muß schließlich als Nebenerscheinung auch das Aufgeben des absoluten Moralbegriffes herbeiführen. Es gibt Völker, bei denen die Jungfernschaft als höchstes Gut gehalten wird, und andere, bei denen sie keinen Pfennig gilt. Je nachdem kann also die Feststellung belanglos sein, daß das Hymen schon vor der Hochzeit verletzt wurde, oder die schimpfliche Heimsendung zu den Eltern unter Rückforderung des Kaufpreises, ja sogar den Tod zur Folge haben. Die Sitte kann es erfordern, daß die unverletzte Jungfräulichkeit durch Heraushängen des den Beweis der Defloration erbringenden Bettuches am Morgen nach der Hochzeitsnacht bezeugt werden muß, oder daß sogar vor der Brautnacht die Braut in öffentlicher Probe vor den Dorfältesten den Beweis ihrer Jungfräulichkeit zu liefern hat. Andererseits gibt es Völker, bei denen ein Mädchen als Frau um so begehrter ist, je größer das Vermögen ist, das sie sich durch Prostitution vor der Ehe erwarb und als Mitgift in die Ehe bringt. Es gibt Negerstämme, die der heranwachsenden Jugend beliebige Vermischung gestatten, während mit dem Augenblick der Reifeerklärung unbedingte Enthaltensamkeit bis zur Ehe gefordert wird, ebenso von den Eheleuten, zum mindesten von der Frau, absolute eheliche Treue. Andere afrikanische Stämme wieder bestrafen jeden Geschlechtsverkehr

der Jugendlichen streng, nehmen es aber bei Verheirateten mit der ehelichen Treue nicht so genau. Es gibt alle Formen der Probehe und neben der Einehe jede Form der Vielehe; ein Mann und Frauen der verschiedensten Zahl, eine Frau und mehrere Männer und Mischehen von mehreren Männern mit mehreren Frauen, nach den kompliziertesten Verwandtschaftsgraden geregelt. Das alles ist je nach der augenblicklich herrschenden Sitte sittlich oder unsittlich, Forderung der Moral oder schlimmste Unanständigkeit. Dabei brauchen wir nicht einmal bis zu den Völkern zu greifen, bei denen Kindesmord und Kannibalismus Formen und Forderungen nicht nur der Sitte und Sittlichkeit, sondern der Religion und des Gottesdienstes sind.

Wenn man die verschiedensten Formen und Normen menschlicher Beziehungen vorurteilslos an sich hat vorüberziehen lassen, kann man nicht mehr so recht an eine absolute Moral glauben und wirft sie mit in die Rumpelkammer, wo all die andern Dinge liegen, die unser erhabenes europäisches Selbstbewußtsein als absolute Werte deklarierte.

Wir Europäer sind in die Welt hinausgegangen, durchdrungen von der unerhörten Überlegenheit, der Einzigartigkeit unserer Religion, unserer Zivilisation, unserer Moral, überhaupt alles dessen, was wir als Lebensformen geprägt haben. Natürlich sind auch die Wissenschaft und Forschung davon nicht ganz frei geblieben. Die ethnographische Forschung, die Sprachforschung, die Kulturforschung, sie alle sind zunächst vom Standpunkt des Abendlandes erfolgt. Man hat die fremden Völker mit europäischen Augen betrachtet, mit europäischen Maßen gemessen, nach unsern Werturteilen gewertet. So hat man, selbst wo man sich bemühte, objektiv zu sammeln, schon dabei und beim Sichten der Sitten und Sagen und Legenden und Mythen, kurz alles dessen, was das materielle und geistige Leben eines fremden Volkes ausmacht, oft schon a priori den Fehler einer einseitig europäischen Einstellung begangen.

Um zu verstehen, um was es sich handelt, muß man sich klarmachen, daß die Vorstellungswelt mancher Völker von unserer so verschieden ist, daß zunächst überhaupt keine Verständigung möglich erscheint. Es gibt Völker, von denen wir nicht einmal wissen, ob sie genau so dreidimensional denken wie wir, zum mindesten, ob Zeit und Raum bei ihnen dieselben Begriffe sind, dieselben Funktionen haben wie bei uns. Jedenfalls kann man die Welt noch von einem ganz andern Standpunkt aus betrachten als vom abendländischen, und eine solche Betrachtung ist keineswegs nur eine theoretische Spielerei, sondern kann sehr tiefgreifende praktische Konsequenzen für Leben und Sterben haben. Wer mit Naturvölkern zu tun gehabt und sie nicht nur mit der im Grunde ebenso törichten wie unberechtigten europäischen Anmaßung als „Wilde“ betrachtet hat, muß anerkennen, daß es sich auch bei ihnen, seien es nun rote Aimará oder schwarze Kikuyu und braune Balinesen, um Menschen handelt, die eine Hypothese von der Welt haben, deren geistiger Wert hinter der unsrigen nicht zurückzustehen braucht, ja in manchen Fällen sie vielleicht sogar übertrifft. Allerdings ist es unendlich schwer, wirklichen Einblick in die Hypothesen, die Weltkonstruktionen der sogenannten Naturvölker zu bekommen, denn im allgemeinen hüten sie sie als unbedingtes Geheimnis vor dem weißen Mann.

Der geringe Eindruck, den man den fremden Rassen mit den europäischen Erfindungen macht, sollte einen schon stutzig machen. Gewiß kann ein Auto, ein Gewehr, ein Grammophon, ein Flugzeug Überraschung und Erstaunen erregen, wenn es zum ersten Male vorgeführt wird, aber der „Wilde“ ist im allgemeinen nicht so fassungslos, wie es in den Reiseberichten geschildert wird. Zum mindesten resultiert daraus nicht oder wenigstens nicht immer der Glaube an die Höherwertigkeit des weißen Mannes. Gewiß, man mag seine Macht anerkennen und sich vor ihr beugen, aber innerlich weiß man, daß man als Mensch, als einer, der mit den eigentlichen wirksamen Kräften, mit der Gottheit, verbunden ist, dem Wei-

ßen keineswegs nachsteht. Es ist eine schwer zu bestreitende Tatsache, daß eine ganze Reihe farbiger Völker über Fähigkeiten und geistige Kräfte verfügt, die mit Hypnose und Autosuggestion nur ungenügend erklärt sind. Man braucht dabei nicht bis zu den indischen Fakiren zu greifen, man kann mitunter schon mit einem afrikanischen Regenmacher die merkwürdigsten Dinge erleben.

Nun soll keineswegs vergessen werden, daß dies „als relativ Erklären“ aller bisherigen sittlichen Normen eine ungeheure Gefahr darstellt. Die effektive Macht der staatlichen Gewalt, wie überhaupt jeder Autorität, ist lange nicht so groß, wie man gemeinhin annimmt. Die Hauptstütze jeder Autorität ist der Glaube an ihre Berechtigung, zum mindesten an ihre Macht. Kommt der einmal ins Wanken, stürzen die stärksten Machtgebäude in manchmal geradezu lächerlich kurzer Zeit zusammen, wie die verschiedensten Revolutionen gezeigt haben. Die Auflösung und Nichtigerklärung der bestehenden Moralbegriffe, ehe neue geformt sind, kann chaotische Folgen haben. Aber wir finden uns bereits mitten drin in diesem Prozeß, und nachdem die Dinge so weit gediehen sind, ist es richtiger, mit klaren Augen zu sehen und zu sagen, was ist, als die Fiktion eines entschwindenden Weltbildes krampfhaft aufrechterhalten zu wollen.

Wenn es keine absolute Moral und Sittlichkeit gibt, dann gilt für jeden Menschen das Sittengesetz, das er sich gibt und aufstellt. Mit dem „Sittengesetz in unserer Brust“ hat es schon seine Richtigkeit, nur daß eben jede Brust ihr eigenes Sittengesetz haben kann. Selbstverständlich ist das nur eine Philosophie für den „Einzigen“, und im Gemeinschaftsleben der Menschen muß sich eben aus der Vielheit der inneren Sittengesetze die allgemeine Norm herausbilden. Danach ist dann Sitte und sittlich, was sich für das Zusammenleben dieser Gemeinschaft, ihre Wohlfahrt, ihre Fortpflanzung, ihre Höherzuchtung als das Beste und Zweckmäßigste erwiesen hat, oder was sich auf Grund nicht mehr kontrollierbarer Faktoren

einmal als „Bestes und Zweckmäßigstes“ herauskristallisiert hat.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es selbstverständlich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Gemeinwesens und derer, die sich als seine Wahrer berufen fühlen, die einmal stabilisierte Sitte und Moral vor jeder Änderung zu schützen.

Wer noch ganz in der Hypothese des ablaufenden Weltbildes befangen ist, muß selbstverständlich für die Ehe in ihrer bisherigen Form unbedingt eintreten und gegen jede Erleichterung der Scheidung, von solch schauerlichen Dingen wie Geburtenkontrolle oder Kameradschaftsehe gar nicht zu reden. Die Mehrzahl der Menschen kann ja auch feste Normen für ihr privates, insbesondere ihr sexuelles Leben gar nicht entbehren. Es gehört eine ungewöhnliche geistige Freiheit und gleichzeitig schöpferische Kraft dazu, sein eigenes Leben nach eigenem Ermessen zu gestalten.

Den meisten Menschen fehlen dafür alle Vorbedingungen, ganz abgesehen davon, daß ihnen der Trott des Alltags, die Not des Lebenserwerbes gar nicht die Möglichkeit, die Freiheit und die Muße zu schöpferischer Lebensgestaltung lassen.

Für die Menschen, die in der Epoche einer unerschütterten Welthypothese leben, läuft das Leben so ab, wie Sitte und Tradition es für Stand und Klasse genormt haben, in die sie hineingeboren wurden. Man lebt, liebt, arbeitet, heiratet, wie es sich gehört, hat im Rahmen des Überlieferten geschäftlichen Erfolg und Mißerfolg, Liebesaffären und Tragödien. Bei allem spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle, was Theater und Literatur, in unserer Zeit Presse, Kino und Radio, als Vorbild hinstellen.

Jede Zeit hat das, was sie will. Es gibt heute so viele unglückliche Ehen, nicht einmal so sehr, weil sich die Lebensbedingungen oder die Stellung der Geschlechter zueinander grundlegend geändert haben, sondern weil die Menschen unglückliche Ehen wollen. Weil die unglückliche Ehe nun ein-

mal das Problem, beinahe hätte ich gesagt, das Erfordernis der Zeit ist. Man realisiere sich doch nur, wie und unter welchen Voraussetzungen noch vor einem Menschenalter eine Ehe geschlossen wurde und wie es heute geschieht. Die Ehe wurde geschlossen, um gehalten zu werden, mit dem Bewußtsein der Ewigkeit und Unlöslichkeit. Eine Scheidung war ein so großer Skandal und zum mindesten für die Frau eine solche Kompromittierung, daß Ehezerrüttungen, die zur Scheidung führten, nicht leicht vorkommen konnten. Die Frau trat in einem unvergleichlich größeren Prozentsatz als heute unberührt in die Ehe. Die eheliche Treue war, wenigstens in der Theorie und zum mindesten für die Frau, eine sakrosankte Forderung, und Ehebruch keine so einfache und vor allem keine so ungefährliche Sache wie heute. In der ganzen öffentlichen Meinung, in der Literatur war die Hypothese von der Ehe als der unangreifbaren göttlichen und menschlichen Institution aufgestellt. Wenn man verheiratet war, hatte man zum mindesten als Frau glücklich zu sein, und war es ganz entschieden auch viel leichter als heute, eben weil man der Fiktion und der Hypothese unterlag. Die gute Courths-Mahler, die Anny Wothe und wie all die braven Schreiberinnen hießen und heißen, haben ohne Zweifel ihre sittliche Mission im Rahmen der vergangenen Welthypothese gehabt. Bei ihnen mußte jede Liebesgeschichte schließlich zum glücklichen Hafen der Ehe führen, in dem die Stürme endeten.

Die Wahrscheinlichkeit, in einer glücklichen Ehe zu leben, ist größer, die unausbleiblichen Enttäuschungen lassen sich leichter überwinden, und das Zusammenleben läßt sich eher immerhin leidlich gestalten, wenn „die glückliche Ehe“ als gesellschaftliche Norm stabilisiert ist. Wer heute in eine Ehe tritt oder in einer Ehe lebt, ist seelisch natürlich durch den ganzen Zerrüttungsprozeß tangiert, den diese tiefste menschliche Institution in ihrer gegenwärtigen europäischen Formung durchmacht. Es ist klar, daß die Fülle von Scheidungsprozessen, die jede Zeitung schon zum Frühstück serviert, ehezer-

rüttend wirken muß und unter dem Einfluß irgendeines besonders markanten Prozesses, der vielleicht analoge Verhältnisse behandelt, manche Ehe gleichfalls auseinanderbricht, die unter andern Umständen bestimmt gehalten hätte.

Nun soll hier keineswegs die These verfochten werden, daß jede Ehe unbedingt bestehen bleiben müßte und eine Scheidung das größte Unglück wäre. Gott bewahre! Ich möchte hier nur auch in diesem Falle die reziproke Wirkung von Vorstellung und Wirklichkeit aufeinander nachweisen.

Die „moderne“ Ehe als eine zum mindesten nicht unbedingt unantastbare Form des Zusammenlebens von Mann und Frau stellt die letzte Phase eines Prozesses dar, der in West- und Mitteleuropa schon seit Jahrhunderten eingesetzt hat: die Auflösung des Stammes, der Sippe, der Großfamilie. Stamm und Sippe sind bei uns längst völlig inhaltlose Begriffe geworden, und auch die Großfamilie, die also noch Großeltern, Onkel, Tanten, Schwäger, Vettern umfaßt, stellt höchstens noch im Grundadel einen realen Begriff dar. Im allgemeinen besteht die europäische Familie nur noch aus Eltern und Kindern, und auch wo Großeltern, Schwiegereltern oder unverheiratete Geschwister noch im Rahmen der Familie leben, tun sie es in der Regel nicht mehr als organische Glieder, die im Rahmen des Familienganzen ihre bestimmten sozialen Funktionen haben und genau umrissene Rechte und Pflichten ausüben, sondern, wenn auch nicht als lästige Anhängsel, so doch als Fremdkörper, die ja oft nur aus wirtschaftlichen Gründen — vor allem der Wohnungsnot — der Zelle, der Kleinfamilie noch anhaften.

Wir nehmen diesen Zustand als durchaus natürlich hin, während die europäische Familie vom Standpunkt eines afrikanischen Negers, der noch restlos in der alten Stammesbindung lebt, oder eines Ostasiaten bereits ein soziales Zersetzungsprodukt darstellt. Wir Europäer sind bereits derart individualisiert, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können, welche Rolle bei den andern Rassen der ursprüngliche



Stammes-, Sippen- und Großfamilienbegriff noch spielt. Ein afrikanischer Schwarzer, der noch nicht von der europäischen Zivilisation erfaßt und zersetzt wurde, führt ein Leben, das durch Sitte und Tradition — wirksam in Häuptling und Dorfgemeinschaft — derart bestimmt und fest umrissen ist, daß wir europäischen Menschen wahrscheinlich entsetzt wären, wenn wir uns derartigen „kommunistischen“ Formen zu fügen hätten. Aber ebenso lebt auch der Ostiasiate noch in ganz anderer Weise in seiner Sippe und Großfamilie und ist als einzelner vor allem Glied der Sippe. Einer für alle, und alle für einen, gilt noch unbedingt. Wenn ein afrikanischer Schwarzer zum erstenmal aus dem Arbeitskontrakt auf einer Mine ins heimatliche Dorf heimkommt, übergibt er als Selbstverständlichkeit seinen Lohn oder jedenfalls den größten Teil seines Lohnes dem Häuptling und Stamm. Dafür sorgen diese ebenso selbstverständlich im Falle von Not für ihn. Ebenso hat auch heute noch ein geschäftlich erfolgreicher Japaner oder Chinese einen erheblichen Teil seines Gewinnes der Sippe zukommen zu lassen. Andererseits steht die Sippe im Falle eines Bankrotts oder Vermögensverlustes unbedingt für ihn ein, und noch heute fühlt sich in China — dort, wo Europa noch nicht wirksam geworden ist — die Familie selbstverständlich verpflichtet, für die Schulden oder Verfehlungen eines ihrer Mitglieder einzustehen. Dabei wird der Kreis der Familie so weit gezogen, daß man bei uns gar nicht mehr von Verwandtschaft reden würde. Durch diese ganz andere Stellung von Individuum und Sippe bekommen auch die sozialen Erscheinungen ein anderes Gesicht. So tauchen beispielsweise in Japan im Falle eines Streikes oder einer Aussperrung die davon betroffenen Arbeiter restlos in der Sippe unter und werden von dieser ausgehalten, solange der Wirtschaftskampf dauert. Während diese Funktion der Sippe eine recht unangenehme Seite für die Unternehmer haben kann, wirkt ein derartiger Zusammenhalt der Familie natürlich als ein gewisses Sicherheitsventil im Falle schwerer wirtschaftlicher Depressionen.

Während in Asien und Afrika die alten Stammes- und Sippenbindungen zum großen Teil noch in alter Kraft bestehen, löst sich im Abendlande die letzte Zelle, die Familie auf. Dieser Unterschied in der sozialen Gliederung kann bei der Neugestaltung der Welt von fundamentaler Bedeutung werden. Unter Umständen kann hieran, zusammen mit der andern geistigen Einstellung der Orientalen, die Möglichkeit einer Einheitszivilisation und Kultur der Menschheit scheitern. Allerdings läßt sich nicht übersehen, wie die Entwicklung im Abendlande weitergehen wird. Daß es zur völligen Auflösung der letzten natürlichen, sozialen Zelle, eben der Familie, restlos kommt und dabei bleibt, ist natürlich so gut wie ausgeschlossen. Der Auflösungsprozeß kann lediglich der Übergang zu neuen Bindungen sein. Welche Form diese haben und wann sie vollendet sein werden, darüber lassen sich heute höchstens Vermutungen anstellen.

Man darf ja auch nicht außer acht lassen, daß parallel mit dieser Auflösung der Familienbände, der immer größeren Individualisierung, der Atomisierung des Menschen als Familienmitglied und Herdentier — Herdentier im ursprünglichsten und wörtlichsten Sinne — eine neuerliche Bindung des Menschen durch den Staat geht. Das Individuum als solches hat also kaum einen Gewinn. Was es auf der einen Seite an Freiheit gewinnt, verliert es auf der andern. Für unsere Begriffe von individueller Freiheit ist die autoritäre Einwirkung der Sippe auf ihre einzelnen Glieder unfaßbar und scheint uns unerträglich. Es kommt uns wie eine Vergewaltigung der freien Persönlichkeit des Menschen vor, wenn auch heute noch der gebildete junge Japaner, der vielleicht in Europa studiert hat, bei seiner Rückkehr nach Japan ohne Widerspruch die Frau heiratet, die ihm das Familienoberhaupt bestimmt, gar nicht zu reden von der Fügsamkeit — für die wir nur das Wort slawisch hätten —, mit der das japanische Mädchen, teilweise auch heute noch, sein Leben nicht nach eigenen Wünschen, sondern nach den Bestimmungen der Familie lebt.

Aber auch in diesem Punkte kommt es nur auf die Einstellung zu einem Problem an, und wenn man einmal versucht, sich in die Psyche des Asiaten zu versetzen, erscheinen einem die asiatischen Sippenbindungen nicht so unsinnig, und man beginnt daran zu zweifeln, ob unser System der individuellen Freiheit absolut und unbedingt überlegen ist. Einem Asiaten erscheint jedenfalls die Autorität und Jurisdiktion unerträglich, die sich bei uns der Staat gegenüber der Familie und ihren intimsten Funktionen anmaßt. Durch Schulzwang, Impfwang, Zwangserziehung, auf hundert Wegen greift im Abendlande der Staat in die Sphäre und Rechte der Familie ein. Wenn vielleicht diese Eingriffe nicht im gleichen Grade wirksam werden wie die der Sippe, so handelt es sich schließlich in dem einen Falle um Blutsverwandte und im andern Falle um fremde Bürokraten.

Ehe jedoch auf diese wachsende Versteifung der staatlichen Bindung des Individuums als Gegengewicht und Reaktion gegenüber der Familienlockerung eingegangen werden kann, müssen wir, gerade wenn wir uns über das Wesen der kommenden Welthypothese klarwerden wollen, erst das Wesen der letzten familiären Bindung, die Beziehungen der Geschlechter zueinander untersuchen.

---

## 10.

### Das Wesen und die Gestaltungsmöglichkeiten der mann-weiblichen Beziehungen

Die Form, in der die Zweiheit, Mann und Frau, die heilige Dreiheit, Mann, Frau und Kind, ihre Beziehungen zueinander gestalten, hat durch die Jahrtausende gewechselt und nimmt bei den einzelnen Völkern tausend Gestalten an. Es liegt wohl im Wesen der Dinge und zutiefst in der menschlichen Natur, daß man diese Form immer wieder über den Inhalt stellt und in der Gestaltung der äußeren und inneren Bindungen von Mann und Frau zueinander das Wesentliche sieht. Das „Wesen der Liebe“ aber rührt an die letzten Geheimnisse. Das kann jeder einzelne oder vielmehr jedes Menschenpaar immer wieder nur für sich selbst erkennen und lösen, indem es in der letzten Vereinigung die dem Menschen gesteckte Grenze überschreitet und dabei ahnend das ewig Unergründliche, Unerklärliche streift.

Deshalb kann auch niemals „die ideale Form“ für die menschliche Vereinigung gefunden werden. Ein Ideal wird stets unerreichbar sein. Immer kann es sich nur um ein Kompromiß handeln, und jede Zeit, jede Geschlechterfolge muß versuchen, das für sie und ihre Zeit gemäße Kompromiß zu schließen.

Will man daher versuchen, sich eine Vorstellung von der mann-weiblichen Hypothese der kommenden Zeit zu machen,

muß man sich von dem, was als Norm aufgestellt, von den Massen der abendländischen Menschen nachgelebt wird, von der überkommenen Form, von der Zwangsvorstellung der allgemeingültigen Moral freimachen.

Mann und Weib sind in ihrer letzten Vereinigung und Beziehung zueinander selbstverständlich amoralisch, jenseits von Gut und Böse, sind nur dem einen Gesetz unterworfen, das sie sich selbst geben, das ihnen als Fanal über der weißen Lohe ihrer Liebe und Lust als göttliches Gesetz entgegenleuchtet. Das hindert natürlich nicht, daß sich die überwältigende Masse der Menschen dieser letzten moralischen Freiheit nicht bewußt wird, sondern ihre Vereinigung wie ihre Empfindungen genau dem Schnittmuster anpaßt, das ihr ihre Zeit liefert.

Um solche Schnittmuster für die kommende Zeit handelt es sich, und wir müssen jetzt versuchen, uns über das Wesen der Liebe klar zu werden, bescheidener und damit richtiger gesagt, eine Ahnung von ihrem Wesen zu erhaschen.

Ich möchte nicht verhehlen, daß mir im Grunde eine derartige Abhandlung und Erörterung in einem Buche inopportun erscheint. Es gibt Dinge, die sich nur für die mündliche Überlieferung eignen, und bei allen Naturvölkern, bei denen das Geschlecht noch ein Begriff ist, der an das letzte Geheimnis rührt, oder vielmehr dieses selbst ist, wird diese Überlieferung mitunter vielleicht Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch gepflegt, gibt es eine Einweihung der heranwachsenden Jugend. Eine Einweihung kann aber stets nur etwas Mündliches, Persönliches sein, vom Lehrer zum Schüler.

Durch die geschlechtliche Vereinigung, durch Zeugung und Geburt ist der Mensch körperlich-leiblich mit der Ewigkeit verkettet, in ihr verankert. Diese sind das A und O, in ihnen ruht die Schöpfung nicht nur des körperlichen Lebens, sondern auch des geistigen. Zum mindesten ist alle geistige Erkenntnis verkettet und verwandt mit den geschlechtlichen Funktionen.

Für ihre richtige Beurteilung müssen wir uns von der bis-

her geltenden Moral freimachen, wie sie durch die christliche Kirche geprägt wurde.

Bei der Diffamierung der geschlechtlichen Liebe durch die christliche Kirche und bei der Verankerung der Lehre von der Erbsünde im christlichen Dogma spielte vielleicht eine Überschätzung der Askese eine ausschlaggebende Rolle. Es besteht kein Zweifel, daß das normale Geschlechtsleben das normale Glück bedingt. Und weiter: für die Mehrzahl der Männer ist die regelmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes Voraussetzung auch für geistig-schöpferische Leistung. Aber ebenso ist unverkennbar, daß die höchsten erreichbaren Erkenntnisse nur durch den Exzeß vermittelt werden, sei es nun durch den Exzeß in der Enthaltbarkeit — der Askese — oder durch den Exzeß in der Befriedigung, der Ausschweifung. Nun ist aber die Askese erkenntnisfördernd, geistig schöpferisch, produktiv, doch nur als Korrelat des geschlechtlichen Verkehrs. Es erscheint mir daher abwegig, die Enthaltbarkeit als die an sich höhere Form hinzustellen, denn ihre Wirkung ist nur dadurch möglich, daß es die Geschlechtlichkeit gibt. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, daß eine ganze Anzahl geistig bedeutender Männer wie Tolstoi, ja selbst Männer der Kirche wie Ignatius von Loyola einer ausschweifenden Periode eine asketische folgen ließen, in der sie ihre geistigen Schöpfungen vollbrachten; ganz abgesehen davon, daß es Religionen gibt, in denen durch den geschlechtlichen Exzeß der geistige Schöpfungsprozeß herbeigeführt wird. Wie dem auch sei, es ist sehr wahrscheinlich, daß die christliche Kirche, die sich im Laufe der Jahrhunderte schon so oft umgestellt hat, auch ihre Stellung gegenüber den geschlechtlichen Funktionen des Menschen ändern und eine freiere Stellung einnehmen wird, genau so gut, wie selbst die katholische Kirche heute vieles anerkennt, was sie früher verworfen hat. Ob allerdings in dem Weltbild der Welthypothese der kommenden Zeit die mann-weiblichen Beziehungen den höchsten Grad von Heiligkeit haben werden,

läßt sich noch nicht sagen. Zunächst erscheint es unwahrscheinlich. Dagegen werden sie, vom bisherigen Geheimnis und auch dem bisherigen Fluche entkleidet, eine viel natürlichere, harmlosere, vielleicht auch bedeutungslosere Rolle spielen, wobei sich noch nicht restlos entscheiden läßt, ob ihr tiefstes Wesen dadurch verlieren oder gewinnen wird.

Das Wort von dem natürlichen Empfinden natürlicher Dinge wird dabei ohne Zweifel eine große Rolle spielen, trotzdem wir heutigen Menschen, und noch mehr die von morgen, uns eigentlich darüber klar sein sollten, daß die Natur auch in natürlichen Funktionen für den Menschen nicht mehr das Maß aller Dinge ist. Um die Fiktion von der Natur als dem großen Vorbild und Muster aufrechtzuerhalten, vergessen wir, daß der Mensch auch in seinen scheinbar natürlichen Funktionen, wie den geschlechtlichen, sich von den ursprünglichen Bindungen und Gesetzen der Natur bereits emanzipiert hat. Man kann beim besten Willen nicht mehr von „natürlichem“ Geschlechtsverkehr sprechen, wenn der Mensch sich von dem Wechsel von Brunstzeit und Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht bereits emanzipiert hat, dem jedes Tier noch unterworfen ist. Man soll sich doch einmal klarmachen, welche Loslösung von der Natur in dieser Freiheit liegt, die gleichzeitig allerdings den Menschen mit einem Maße von Selbstverantwortung und Selbstdisziplin belastet, dem nur ein kleiner Prozentsatz gewachsen ist. Eine Zeit, die sich von der Hypothese von der Natur als der großen Herrin und dem Maß aller Dinge bewußt gelöst hat, wird wahrscheinlich mit einer uns heute nicht vorstellbaren Kühnheit auch in geschlechtlichen Dingen der Natur zu Leibe gehen, zum mindesten es versuchen.

Die Anlage einer kritischen Sonde ist jedenfalls Vorbedingung für eine bewußte Änderung dessen, was der Mensch bisher als Naturgesetz hinnahm. Unbefangenen kritisch prüfenden Geistern kann jedenfalls die eigenartige Lagerung des Borns menschlicher Lust und menschlichen Lebens nicht als

der Weisheit letzter Schluß erscheinen. Es mag sein, daß diese Lagerung tiefstes natürliches und göttliches Geheimnis ist, daß durch diese körperliche Nähe des Höchsten und des Gemeinsten auch die seelische Labilität des Menschen bedingt ist, auf dünnstem Seil zwischen Himmel und Hölle zu balancieren, und die schnellste aller Schnelligkeiten, der Umschwung vom Guten zum Bösen und vom Bösen zum Guten. Aber etwas in uns widersetzt sich heute der Idee, jede Schöpfung der Natur als schlechthin vollkommen hinzunehmen.

Diese Lösung von der Natur als dem Maße aller Dinge äußert sich zunächst in einer ansteigenden Welle medizinisch-hygienischer Aufklärung und in der öffentlichen Diskussion selbst heikelster und geheimster Themen. Fragen, die man früher selbst im vertrauten Kreise nur mit Vorsicht behandelte, von denen Mann und Frau selbst bei weitestgehender Intimität nur mit äußerster Vorsicht und Delikatesse sprachen, behandelt heute das junge Mädchen mit ihrem halbwüchsigen Freunde zwischen zwei Zigaretten. Als Folge dieser Versachlichung der mann-weiblichen Beziehungen, dieser Reduzierung der unendlich schillernden Vielfalt der Liebe auf das Punktum Punkti, das so nebenbei zwischen Sport, Beruf und Kameradschaft erledigt wird, prophezeien die einstmals freiesten Geister einer entschwindenden Zeit das Ende der Liebe.

Nun darf man sich nicht täuschen. Was die Jugend unserer Tage treibt, ist Camouflage, stellenweise frechster Art. Das Erstaunliche dabei ist nur die Promptheit, mit der die ältere Generation darauf hereinfällt. Die Jugend hat dekretiert, daß sie sachlich, daß sie sportlich, daß sie kameradschaftlich ist, daß für sie Geschlecht und Eros keine Rolle spielen, jedenfalls längst nicht die wie für die Alten, daß man sie daher sich selbst überlassen soll, daß sie Freiheit braucht, und daß gerade diese Freiheit die beste Gewähr dafür ist, daß sie keine Dummheiten macht wie die frühere Generation.

Die alte Generation, die Eltern, die Erzieher aber unterliegen dieser von der Jugend aufgestellten Hypothese von der



„neuen Sachlichkeit“. Man glaubt, was die Jungen von ihr erzählen, weil es so bequem ist, weil man daran glauben will, vor allem aber, weil man nicht unmodern erscheinen möchte, und weil diese Neueinstellung doch auch für einen selber irgendwie vorteilhaft und reizvoll ist. Man wird selber wieder jung, indem man sich so jung gebärdet, und profitiert auch von der neuen Sachlichkeit, die letzten Endes eine bequeme Handhabung der sexuellen Dinge ist.

Trotz der Hypothese von der neuen Sachlichkeit darf man nicht verkennen, daß sich die Liebe im Grunde ihres Wesens kaum geändert hat. Es wird auch heute noch, wo man es so bequem und leicht hat, ebenso leidenschaftlich geliebt wie in der Zeit, wo der Jüngling errötend ihren Spuren folgte und der Besitz eines Strumpfbandes der Geliebten den Höhepunkt des Glücks bedeutete.

Man muß aber das Drum und Dran des freilich so ganz anders Gewordenen abstrahieren, dann kommt man auf den gleichen Kern, den wir einmal haben müssen, um zu wissen, was ist urewig, unveränderlich, und was ist wechselnde Form, und welche Form müssen wir denken, als Hypothese aufstellen, um die der kommenden Zeit gemäße zu finden, wobei wir uns bei ganz weit gesteckter Perspektive freilich bewußt bleiben müssen, daß auch „urewig“ letzten Endes nur ein relativer Begriff ist.

Bei der kritischen Wertung der heutigen Verkehrsformen zwischen Mann und Frau muß man immer wieder feststellen, daß es die der Zeit gemäße Hypothese noch nicht gibt. Es gibt noch die alte, und es gibt tastende Versuche, eine neue aufzustellen. Aber es war die Tragik der Nachkriegsgeneration und der Schlüssel für vieles sonst Unverständliche an ihr, daß ihr eben ein Maß, ein Schnittmuster für die Gestaltung ihrer geschlechtlichen Beziehungen und auch ihrer erotischen Empfindungen fehlte. Die Schuld dafür lag beim „Alter“, das die Heranwachsenden zu sehr sich selbst überließ, das die erotische Revolution der Jugend duldet. Jugend braucht,

ja will Unterweisung und Leitung — wenn vielleicht auch unbewußt — auch in den Fragen der erotischen Beziehungen.

Allerdings muß man sich heute stärker als in früherer Zeit ins Gedächtnis zurückrufen, daß Liebe Begabung ist, Talent, Kunst, Gnade. Daß „lieben können“ — das scheinbar Allereinfachste und Selbstverständlichste, das Alltäglichsste von der Welt — letzten Endes eine unerhört seltene Gabe ist. Ebenso sind die mit dieser Gabe Begnadeten, mag ihre Liebe nun glücklich oder unglücklich sein, eigentlich die einzigen Menschen, die wirklich leben, die im Sinne des Lebens schöpferisch sind. Für die wahre Liebe — und diese ist die einzige, die eigentlich auf den Namen Liebe Anspruch hat — ist selbstverständlich Geist und Körper eine untrennbare Einheit, verschmilzt Sexus und Eros in eins. Nach den Gesetzen des Wechsels und der Reaktion mußte nach einer Zeit, in der die urewige Liebe so weit verdrängt war wie diese Naturkraft, diese ewigste vom Ewigen sich überhaupt verdrängen läßt, eine Epoche kommen, in der man der Liebe wieder eine andere und würdigere Rolle in der Gestaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens zuweist.

Aber vielleicht mußten wir diese Periode äußerster see-lischer Schamlosigkeit durchmachen, um mit all dem, was an Unterbewußtsein in der Seele des Menschen schlummert, aufzuräumen und da einmal gründlich Inventur zu halten. Wenn der Bestand aufgenommen ist von all den teilweise schaurigen Instinkten, die mehr oder weniger in der Seele jedes Menschen schlummern, wenn sie einrubriziert und katalogisiert sind, dann ist es vielleicht möglich, ihrer Herr zu werden und sie im Gegenteil nützlich zu verwenden. Allein im Grunde stiftete diese ganze sexuelle Aufklärung mehr Schaden als Nutzen, wie auch eine Krankheit erst dadurch zur Epidemie werden kann, daß man allgemein von ihr spricht, sie fürchtet und erwartet. Besonders im Sinne der von mir aufgestellten Welthypothese als politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher Norm, nach der sich die Ge-

schehnisse, Gedanken und Empfindungen richten, birgt gerade diese Epoche von Aufklärung und öffentlicher Diskussion geheimster Vorgänge ihre ungeheure Gefahr. Man muß immer wieder daran festhalten, daß jede Zeit, jede Menschheitsepoche das hat und das bekommt, was sie will. Als die Menschen an übernatürliche Erscheinungen glaubten, als sie anfangen, Hexen zu prozessieren, da hatten sie Geister und Gespenster, so viel sie wollten; da war es ausgeschlossen, um Mitternacht über den Friedhof zu gehen, ohne einem Dutzend zu begegnen. Heute haben wir die Psychoanalyse, haben Komplexe und alles, was dazu gehört. Nun kann man mir den nicht unrichtigen Einwand machen, daß Hexenwahn und Psychoanalyse im Grunde dasselbe sind und nur eine ihrer Zeit gemäße Form angenommen haben. Sicher ist das richtig, insofern es sich eben hier um die ganze Welt der unbewußten Seelenkräfte handelt, die in unserer materialistischen Zeit zwar nicht hoch im Kurse stehen, aber letzten Endes das einzig Wirksame sind, und die auch dadurch wirksam werden, wie wir sie hypothetisch zur Geltung bringen. Da kann ich mir durchaus eine Zeit vorstellen, die weder an Hexen noch an Psychoanalyse glaubt, sondern welche die den beiden zugrunde liegenden Seelenkräfte in einer zweckmäßigeren und nützlicheren Weise normt, sei es auch, daß sie sie in einer sparsameren Weise verwendet. Schließlich handelt es sich hier, was man im Zeitalter der demokratischen Gleichheit natürlich nicht wahr haben wollte, um Kräfte, die stets nur in die Hand Berufener gehörten und die in unberufenen Händen nur Unheil stiften können.

Die Psychoanalyse ist genau so ein Zeichen der Nachkriegsepoche wie die Relativität. Man hat von der Psychoanalyse gesagt, sie sei die Krankheit, deren Heilung zu sein sie vorgibt. In diesem bitteren Wort liegt der Schlüssel für manche psychopathischen Erscheinungen. So wenig geleugnet werden kann und soll, daß durch die Arbeit Professor Freuds die ganze psychische Forschung unserer Zeit, die

Kenntnis von den unbewußten Seelenkräften sich gesteigert hat, so sehr kann man darüber im Zweifel sein, ob ihr Nutzen oder Schaden größer ist. Denn es handelt sich auch hier wieder um Probleme oder richtiger gesprochen um Kräfte, die in dieser für den Hausgebrauch von jedermann zurechtgemachten Form und in dieser Popularität ihre Bedenken haben. Wenn man ab und zu eine Zeitlang in Busch und Steppe lebt und dann wieder in die europäisch-amerikanische Zivilisation zurückkommt, so ermißt man erst, welche geistigen Infektionsherde die modernen Großstädte sind und welche geistigen und körperlichen Erkrankungsmöglichkeiten gerade durch die Beschäftigung mit ihnen erst aufgerührt werden. Ich habe durchaus keinen Zweifel an der erotischen Komponente im Kinde, und daß in jedem Menschen ein Ödipuskomplex steckt. Aber würde von diesen Komplexen nicht gesprochen und geschrieben, würde wahrscheinlich noch kein Tausendstel oder Hunderttausendstel der Menschen, die jetzt alle möglichen psychischen Störungen und perverse Neigungen haben, überhaupt wissen, daß es so etwas gibt, geschweige daß sie selbst davon infiziert seien.

Eine aufklärungswütige Zeit vergißt nur zu leicht, daß es in Sexualibus und Eroticis immer einen unerklärlichen Rest geben wird, der allen Seelenanalysen und Empfindungssezierungen widersteht. Man soll ferner nicht vergessen, daß es eine geistige Parallele zu jener seltsamen Lagerung des Liebesbornes gibt. Die tiefste und höchste Liebe kann in Bindungen und Formen eingebettet liegen, die dem Außenstehenden verabscheuungswert erscheinen, so daß sie einem Samenkorn gleichen, das im jauchegedüngten Erdreich liegt.

Wie Hitze und Kälte polar und doch im letzten Sinne verwandt sind, so verwandt, daß sie auf die menschliche Haut die gleiche physiologische Wirkung ausüben, im menschlichen Nerv die gleiche Empfindung, so verhält es sich mit Glück und Leid, mit Lust und Schmerz. Die Liebe ist eine Mischung aus diesen vier Elementen. Je nach Temperament und

Charakter mögen die einzelnen Teile verschieden gemischt sein, auf die Dauer entbehren läßt sich nicht einer.

Die menschliche Seele ist eine dynamische Konstruktion, keine statische. Eine ununterbrochene Folge vollendeten Glückes ist für sie ebensowenig tragbar wie nicht endendes Leid. Lust kann so rasend werden, daß sie nach dem Schmerz schreit, um noch ertragen werden zu können. Eine Ehe, eine Lebensgemeinschaft, die diesen Wechsel in richtigem Maße besitzt, die im rechten Rhythmus schwingt, ist und bleibt glücklich.

Die „natürliche“ Ehe hatte ihn. Da bekam die Frau noch Jahr für Jahr ihr Kind. Da hatte sie noch Jahr um Jahr den rasenden Schmerz um ihn, durch ihn, den Geliebten. Da fühlte sie ihren Leib aufgerissen, sah ihr Blut dahinströmen, um ihm das Höchste darzubringen, was ein Mensch und ein Gott verschenken kann: ein lebendiges Wesen. Freilich mußte es dazu noch als höchstes Geschenk gewürdigt werden: als wirtschaftliche Hilfe, nicht als Last, als Sicherer des Alters und durch Ahnenopfer als Garant des ewigen Lebens.

Damit will ich nicht sagen, daß ich diesen Zustand für uns noch für richtig und wünschenswert halte. Nein, ganz und gar nicht. Ich glaube letzten Endes an den Menschen und nicht an die Natur. Ich bin der Ansicht, daß der Mensch auf einer bestimmten Entwicklungsstufe das Recht und die Fähigkeit hat, selbst zu bestimmen, ob, wann und wie viele Kinder er haben will.

Aber der Mensch muß sich klar sein, daß er dadurch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, zur Natur in Gegensatz tritt, daß er in Selbstverantwortung Funktionen der Natur übernimmt und daß er, wenn er eine Ehe ohne oder nur mit wenigen Kindern führt, selbst für den Rhythmus von Lust und Leid sorgen muß. Wie und wodurch das geschieht, ist an sich gleichgültig. Die notwendige Folge von Glück und Leid kann bewußt durch freiwillige Trennung herbeigeführt werden oder unbewußt durch Streit, auf den die unendliche Süße der Versöhnung folgt.

Wer in der Liebesgemeinschaft für den Rhythmus sorgt, ist verschieden. Im allgemeinen wird es der sexuell Führende sein. Das ist in einer „männlichen“ Zeit der Mann. Häufig wird die Führung wechseln und im Verlauf des Zusammenlebens vom Mann auf die Frau übergehen. Es gehört sehr viel Fingerspitzengefühl zu dieser Führung, ein sehr feines Ohr. Vor allem darf der Mann nicht vergessen, daß die Frau als das unvergleichlich naturhaftere, naturverbundenere Wesen dieses Rhythmus viel mehr bedarf als er selber.

Die richtige Frau, die wertvolle, die vollblütige, wird sich diesen Rhythmus verschaffen, der letzten Endes ja nichts anderes ist, als daß sie dem ihr eingeborenen dynamischen Prinzip, dem Wunsch und Bedürfnis, Genüge tut, den starken Puls des Lebens ständig in sich schlagen zu fühlen. Wenn ihr Geliebter nicht fühlt, was sie braucht, so wird sie ihn dazu zwingen, ihn reizen, so hysterisch, so unerträglich werden, bis sie ihn aus seinem Gleichmut aufgerüttelt hat, bis er sprüht, bis er zittert wie sie, sei es auch um den Preis, daß er sie schlägt und mißhandelt, wenn sie nur diese letzte Erschütterung spürt, die sie braucht. Es mag dann echter Haß sein, der aus ihnen flammt, aber deshalb braucht man um ihre Liebe und ihre Gemeinschaft nicht zu bangen; denn Liebe und Haß sind genau so polar wie Hitze und Kälte. Nur eins ist tödlich oder vielmehr Zeichen des Absterbens: die Gleichgültigkeit.

Es handelt sich jedoch nicht nur um die Dynamik der menschlichen Seele, um ihr Bedürfnis nach dem Rhythmus von Glück und Leid. In der tiefsten Seele des Liebenden liegt der Wunsch nach Schmerz, weil die Liebe auf der schmalen Scheide zwischen Leben und Tod balanciert, weil sie auf ihrem Höhepunkt schon ein Berühren der Welt des Jenseits ist.

In jedem Zeugungsakt liegt — stärker oder schwächer, je nach der Liebesfähigkeit der sich Umfassenden — die leidvolle Lust der Eintagsfliege umschlossen, die mit der Hochzeitsnacht ihr Leben endet. Solange wir das Gesetz der Natur nicht prinzipiell umgebogen haben, liegt in jeder Zeugung

letzten Endes der Untergang des Zeugenden. Darum streift den letzten Wollustausch der Tod, umweben das restlose Ineinanderaufgehen zweier Menschen die Schauer des Todesengels und geben ihm die Weihe.

Wer einmal ganz nahe am Tod gestanden hat, ganz bereit, ganz hingegeben dem Kommenden, ganz aufgeschlossen, der weiß, daß es einen Zustand der Entleiblichung, der Vergeistigung, des Eingehens in die Gottheit gibt. Diesen Zustand führt der letzte und stärkste Vereinigungstaumel zweier Liebenden herbei, das letzte Dahinschwinden und Verströmen des eigenen Ich, sein Aufgehen in dem andern. Es ist die Vergottung, das Verschmelzen zweier Menschen in einen Gott.

In diesen seltenen Augenblicken aber, die einen Höhepunkt darstellen, wie er vielleicht nur den wenigsten Menschen beschieden ist, steht gleichzeitig wie ein Fanal, wie ein fahler Blitz vor der Seele die Erkenntnis: dies ist das Letzte und das Ende. Darüber hinaus gibt es keine Steigerung, und das weitere Leben kann nur ein Hinuntersinken sein. Es ist die Erinnerung an die Eintagsfliege in uns, die Zeugung neuen Lebens ist erfolgt, das alte hat seine Schuldigkeit getan und sinkt in den Tod.

In solchen seltenen Augenblicken kann einem starkerherzigen Menschen der Entschluß zum Ende wie ein Quell aufspringen, kann ein freiwilliges Gehen in den Tod erfolgen, das die Umwelt vor ein Rätsel stellt. In solchen Augenblicken empfängt die Geliebte, was immer aus den Händen des Geliebten kommen mag, als süßeste Gabe und als äußerste Gnade den Tod. Er mag ihn gewähren als das letzte, das unerhörteste Geschenk, das ein Mann der geliebten Frau darbringen kann, indem er ihr im Augenblick des höchsten Glückes hinüberhilft in jene andere Welt, an deren Schwelle sie schon stehen.

Aber wir sind keine Eintagsfliegen. Es ist uns nicht bestimmt, auf dem Höhepunkte des Rausches zu sterben, und so gerät der Selbstvernichtungstrieb mit dem Willen zum Leben

in Konflikt. So mag der Biß, der tödlich gedacht war, nur zur häßlichen Wunde führen. So mag aus dem rasenden Verlangen, den Liebespartner ganz zu erfassen, zu erfüllen, und der Unmöglichkeit, ihn ganz in sich aufzusaugen, der Wunsch entstehen, ihn durch den Schmerz in Besitz zu nehmen, und auf der andern Seite, durch freiwillig ertragenen Schmerz die eigene Hingabe noch berauscher zu fühlen. So mag, was im Geiste im Höchsten wurzelt, im Fleisch im Tiefsten enden. Unmittelbar neben dem Himmel der Seele klafft ihre Hölle, und es ist eine kaum hauchdünne Wand, die beide trennt. Aber wen geht es an! Zwei Liebende sind ein Stern im Weltenraum, ein Kosmos, der sich seine eigenen Gesetze gibt.

Die christliche Kirche aber und die geltende Morallehre wollen den Geschlechtsakt nur im Hinblick auf die Fortpflanzung gelten lassen. Was zwei Liebende suchen, ist jedoch sicher zunächst nicht das Kind, sondern nur sich selbst, ihre eigene Vollendung an- und ineinander, die eigene Vergottung. Erst, wenn alle Höhen und Tiefen durchmessen sind, wenn man die Grenze erkannt und im letzten Vertrauen ineinander ruht, dann mag in einer süßen Liebesnacht plötzlich der Wunsch aufkommen: Ein Kind — von dir! Damit langten die beiden Liebenden, die bisher nur vom Baum der Erkenntnis gegessen, nach den Früchten des Baumes des Lebens.

Der Rhythmus der wahren Ehe ist der Rhythmus des Lebens, in Spannung und Entspannung, im Auf und Ab, in Sturm und Ruhe. Aber ich will hier ja kein Vademekum für Liebende und Eheleute schreiben, sondern nur suchen, mir über die Grundlage der mann-weiblichen Gemeinschaft klarzuwerden, als Voraussetzung für die Zielsetzung einer neuen Moralhypothese, die im Werden ist. Die „wahre Liebe“, die vollkommene Ehe müssen erst wieder ein Ziel, ein Begriff, eine Norm geworden sein, damit die Millionen ihre Liebe danach lieben, ihre Ehe danach führen können.

---



---

---

## 11.

### Die Reaktion des farbigen Menschen auf die Technisierung

Die Formen, die diese neue Moralhypothese annehmen wird, lassen sich heute noch nicht scharf umreißen. Welche sie jedoch gestalten wird, ist verhältnismäßig gleichgültig gegenüber dem Umstand, daß sie überhaupt gestaltet werden muß, und zwar möglichst bald. Es kommt darauf an, daß eine Norm, ein Ziel, eine Form da ist, die unumstritten anerkannt und bejaht wird.

Dies ist nicht nur für Europa, sondern für die gesamte Welt wichtig. Die Europäisierung der farbigen Völker beschränkt sich ja in keiner Weise auf die Art des Wohnens und Kleidens, der Nahrungsaufnahme und des Maschinengebrauches, sondern greift auch auf das sexuelle Gebiet über. Wir haben als krassestes Beispiel die Türkei mit ihrer restlosen Europäisierung auch auf sexuellem Gebiet und den Ersatz der Polygamie durch die europäische Einehe. Ähnliche Reformen und Reformbestrebungen, wenn auch nicht so kraß, zeigen sich allenthalben in islamischen Ländern, so in Afghanistan, in Persien und in Ägypten; die gleiche Europäisierungswelle auf erotisch-sexuellem Gebiet geht über Ostasien. Hier wirkt die rasch fortschreitende Emanzipation der Frau bestimmend auf die Neuformung der sexuellen Beziehungen im europäischen Sinne.

Diese tief einschneidenden Änderungen und die blinde Übernahme europäischer Formen, an denen das Abendland

selbst zweifelt, sind natürlich nur durch die Moral- und Lebenskrise erklärlich, die auch das Morgenland und überhaupt die ganze farbige Welt erfaßt, so daß sich die groteske Erscheinung zeigt, daß das Morgenland die europäische Ehe übernahm, als man uns die legale Polygamie als die Lösung der sexuellen Krise des Abendlandes empfahl. Da jedoch die abendländische Form trotz der inneren Dekadenz und Brüchigkeit unserer Kultur stoßkräftiger ist, wird die Europäisierung auch auf diesem Gebiet weitergehen, während sich der gegenteilige Einfluß der exotischen Lebensformen zunächst nur schwach bemerkbar machen wird.

Noch ein Zweites kommt hinzu. Die Europäisierung wird nicht nur durch die direkte Übernahme unserer Gesellschaftsformen bewirkt, sondern auch durch die rapid fortschreitende Technisierung der farbigen Völker, die die gleichen Lebensbedingungen schafft. Es ist natürlich möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß der ganz anders geartete Wesencharakter der Asiaten und Afrikaner einmal dagegen reagiert und sich andere, ihm gemäßigere Formen schafft, aber einstweilen muß mit dieser Angleichung gerechnet werden.

Die Technisierung der Erde ist die eine große Tatsache, auf die man immer wieder stößt. In diesem Ausmaße ist sie erst jüngsten Datums. Ihre Ursache liegt in dem doppelten Bedürfnis der riesenhaft angewachsenen europäisch-amerikanischen Industrie nach Erschließung neuer Rohstofflager und neuer Absatzgebiete. Der Wunsch, sich die noch verfügbaren Lager an Kohle, Öl und Erzen zu sichern, hat den weißen Mann mit seiner Maschine bis in die letzten noch unberührten asiatischen Wüsten, afrikanischen Urwälder und südamerikanischen Steppen getrieben. Wir haben heute moderne Industriezentren im innersten Kongo, in Mesopotamien, an der chilenischen Salpeterküste und in der bolivianischen Kordillere; wo infolge der politischen Konstellation wie in Sowjetasien oder im Innern Chinas noch unerschlossene Bodenschätze verfügbar sind, da streichen die Beauftragten des Groß-

kapitals und der Großindustrie bereits wie die Hyänen herum, um sie sich bei der ersten günstigen Gelegenheit zu sichern.

In gleicher Weise führt das wachsende Bedürfnis nach den großen Stapelprodukten der Tropen, Baumwolle, Gummi, Sisal, dazu, immer weitere nutzbare Flächen in den Tropen unter europäische Kultur zu nehmen. Durch die Minen wie durch die Plantagen werden die farbigen Gebiete technisiert. Die Minen, die Schwärme farbiger Arbeiter anziehen und wieder abstoßen, tragen die Technisierung und damit die Krise der Europäisierung Hunderte von Kilometer weit ins Land hinein. Eine wachsende Schicht von Eingeborenen wird herangebildet, die mit der Maschine vertraut sind und bei denen die magische Seeleneinstellung langsam durch die technische ersetzt wird.

Der zweite Faktor, der womöglich noch intensiver technisiert, ist das Exportbedürfnis der europäisch-amerikanischen Industrie. Die Ursache ist die ungeheuerliche, ja man muß schon sagen die ungeheuerliche Produktionssteigerung dieser Industrie. Das Entscheidende und zugleich Bedenkliche liegt darin, daß sie unter einem rasenden Hochdruck steht, nicht so sehr um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, sondern überhaupt um zu produzieren. Ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der in einer Fabrik oder in einem Industriekonzern investierten Mengen von Kapital, Geist und Arbeitskraft wird ja nicht auf den Produktionsprozeß verwandt, sondern auf das viel schwierigere Problem, für die immer mehr anwachsende Produktion Abnehmer zu finden. Die suggestive Beeinflussung der Massen, um sie zum Kauf irgendeines Artikels zu veranlassen, ist der wichtigste Zweig der amerikanischen Geschäftswissenschaft geworden.

Der Umfang der modernen Produktion bedingt nicht nur, daß die Menschen kaufen, sondern daß sie immer wieder kaufen. Ebenso wie Hirn und Seele des heutigen Menschen von immer neuen Eindrücken — in der Hauptsache belangloser Art — durchspült werden, so wird auch seine Lebenshaltung und Lebensform durchspült von einem nicht ab-

reißen den Strom von Gütern, und erhebliche geistige und seelische Kräfte sind ununterbrochen am Werk, diese Suggestion aufrechtzuerhalten, so daß der abendländische Mensch, insbesondere in seiner letztentwickelten Form, dem Amerikaner, Sinn und Glück des Lebens darin sieht, sich Jahr für Jahr immer neue Dinge zu kaufen.

Um diesen Strom nicht ins Stocken kommen zu lassen, muß natürlich für den Abfluß der gekauften Güter gesorgt werden; sie müssen rechtzeitig abgestoßen werden. Das kann nicht nur durch eine mindere Qualität der erzeugten Güter bedingt werden, da sie die Gefahr in sich schließen würde, die Kauflust zu schwächen. Die Produktion erreicht ihr Ziel vielmehr dadurch, daß generell die Instandhaltung, Pflege und Reparatur irgendeines Produktes letzten Endes teurer kommt als die Neuanschaffung. Der amerikanische Arbeiter wirft den alten Anzug weg und kauft sich einen neuen, wenn größere Flecken notwendig werden sollten. Der Amerikaner der finanziell bessergestellten Schichten hat sein Auto ein Jahr, dann stößt er es ab und kauft sich ein neues. Gerade das Auto ist das markanteste Beispiel für diesen ununterbrochenen Fluß und Abfluß der Produktion, und der phantastische Erfolg amerikanischer Automobilfabriken, ihre für europäische Verhältnisse irrsinnige Produktion ist zu einem erheblichen Teil dadurch bedingt, daß die amerikanischen Automobilfabrikanten frühzeitig die Notwendigkeit erkannten, den raschen Abfluß ihrer Produkte von den kaufkräftigen Schichten in die minderkräftigen zu organisieren. So befassen sich die amerikanischen Automobilfabriken selbst mit dem Weitervertrieb der „second hand“-Autos. Jeder Wagen geht verhältnismäßig rasch aus einer Hand in die andere und wird dabei immer billiger, so daß sich schließlich auch Schichten Autos leisten können, die in Europa noch lange nicht daran werden denken können. Bezeichnend ist auch, daß für den Vertrieb dieser Automobile keine großen Spesen investiert werden; sie parken irgendwo im Freien mit einem

Zettel, was sie kosten, und so geht der Wagen von einer Hand in die andere, bis er schließlich im Autofriedhof endet, das heißt, eine Fülle an sich noch brauchbaren Materials wird irgendwo abgelagert und verkommt.

Dieser rasche Abfluß und die dadurch möglichen ungeheueren Produktionsziffern lassen sich natürlich nicht nur dadurch erzielen, daß Pflege und Reparatur, überhaupt alles, was aus der genormten Fließarbeit herausfällt, lächerlich teuer sind, sondern indem man auch im weitesten Maße mit der Suggestion der Mode arbeitet. Man versteht es immer wieder, die Käuferschichten — in Amerika letzten Endes das ganze Volk — nicht zur Besinnung kommen zu lassen, so daß sie sich immer neue Dinge kaufen, die ohne diese Suggestion in keiner Weise zu ihrem Wohlbefinden und Glück beitragen würden. Das in Amerika ins Riesenhafte geschwollene Kredit- und Abzahlungssystem, das das Einkommen der meisten Arbeiter und Angestellten auf Jahre hinaus mit Abzahlungsraten belastet, ist nur die letzte logische Folge dieser Produktionsart.

Obleich dieses System uns als der Weisheit letzter Schluß empfohlen wird, gehört nicht viel dazu, seine großen Bedenken zu erkennen. Mit der gleichen Summe von Material und Arbeit, die heute auf die Produktion einer zu raschem Verschleiß bestimmten Gütermenge verwandt wird, könnte ein unvergleichlich größerer Kreis mit mehr und besseren Gütern versorgt werden; die Arbeitslast der in der Produktion stehenden Menschen ließe sich wesentlich vermindern und würde ihnen damit die Muße zu einem eigenen freien Leben wenigstens außerhalb der Arbeitswoche geben. Man kann ein noch viel krasserer Beispiel anführen. Man mache einmal einen Abstecher nach Gablonz, jenem deutsch-böhmischen Städtchen am Fuße der Sudeten, das die ganze Welt mit unechten Perlenketten und falschem Schmuck versorgt. Es gibt keinen Erdteil, in dem ich den Gablonzer Schmuck nicht getroffen habe. Die arabischen Händler, die in Port Said das Schiff erklettern, bieten ihre Gablonzer

Ketten als echt orientalische Arbeit aus. Bei den Beschneidungsfesten im Innern Afrikas tanzen die Mädchen in Gablonzer Perlen. Die Neuyorker Millionärin trägt dieselbe Gablonzer Kette aus imitierten Steinen wie die Insassin eines persischen oder bucharischen Harems. Es ist eine erstaunliche Industrie. Gablonz ist eine sehr rührige Stadt. Da arbeiten einige zehntausend Menschen Tag für Tag, und eigentlich ist es doch nichts anderes als eine Sisyphusarbeit, die sie leisten, ein Faß der Danaiden, das sie füllen. Ich weiß nicht mehr genau, wieviel Waggons mit Halsketten und Armreifen und Perlenschnüren täglich den Gablonzer Bahnhof verlassen, ich weiß nicht mehr, wie viele hunderttausend, oder waren es Millionen Gros, allein Woolworth von einer bestimmten Halskette bei einem Gablonzer Großhändler bestellte; jedenfalls verdeutlicht nichts so zwingend den ganzen Irrsinn der modernen technischen Produktion wie dieses Gablonz.

Gewiß, das Schmuckbedürfnis des Menschen soll in seiner ganzen Bedeutung richtig gewürdigt und gewertet werden. Aber mit der Gablonzer Produktion eines einzigen Jahres könnte dem Schmuckbedürfnis aller Frauen der Erde auf Jahrzehnte hinaus Genüge getan sein, und die in den Gablonzer Fabriken repräsentierte Arbeitskraft könnte in einer nützlicheren, produktiveren Weise verwandt werden. So aber läuft hier eigentlich eine Mühle leer, und die geistige Kraft der Unternehmer muß nicht nur auf die Produktion, sondern letzten Endes wieder auf die Vernichtung, auf die Wertlosmachung der Produktion abgestellt sein. Immer neue Moden, immer neue Muster, und so billig, so billig, daß man eben nicht darauf achtet, diese Kette oder jenes Halsband ein Leben lang oder auch nur wenige Jahre zu bewahren, sondern daß man sie wegwirft, verlegt, verliert, ihrer leid wird und nur aus der Sucht nach einer neuen, aus der Sucht des Kaufens um des Kaufens willen immer neue kauft und damit die Produktion in Gang hält.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß es sich hier um ein

im Grunde unlösbares Problem handelt, daß es natürlich gar nicht möglich ist, diesen Betrieb umzustellen, und daß ein Erlahmen der Kaufkraft, das Einsetzen einer Kaufunlust auf einem bestimmten Gebiete nichts anderes heißt, als daß die in dieser Industrie investierten Werte brachliegen, und daß die bisher in ihr beschäftigten Arbeiter nun nicht etwa andere nützliche Produkte fabrizieren, sondern daß ihnen das Gespenst der Arbeitslosigkeit droht.

Wir stehen hier vor einem ganz schwierigen Problem der abendländischen Zivilisation, für das es einstweilen noch keine Lösung gibt, denn die sozialistische Idee der Überführung aller Produktionsmittel in Staatshand ist keine Lösung, wenigstens einstweilen noch nicht. Doch wird man einen Ausweg finden müssen, wenn man die abendländische Zivilisation nicht den gleichen Ablauf nehmen lassen will wie ihre Produkte.

Einstweilen jedoch wird diese Produktionssteigerung statt abzunehmen nur noch immer weiter anschwellen, ja wir stehen heute überhaupt erst am Beginn des riesenhaften Produktionswahnsinns. Wie diese Entwicklung von Amerika aus ihren Anfang nahm, so wird auch diese zweite stärkere Phase wieder von den Vereinigten Staaten aus über die Welt gehen. Die amerikanische Industrie, die bis vor kurzem ihre Produktion im Lande absetzte, steht heute auf den meisten Gebieten einem mehr oder minder gesättigten Markt gegenüber. Sie muß daher um jeden Preis Absatzmöglichkeiten im Ausland suchen. Bei ihrer gewaltigen Kapitalkraft und bei der gleichzeitig in ihr investierten ungeheuren Intensität, ihrem Expansionsbedürfnis und gleichzeitig bei ihrem psychologischen Verständnis und ihrer Suggestionskraft, stehen wir vor einem Propagandafeldzug, der als Folge eine Technisierung und Europäisierung der letzten Gebiete der Erde bewirken wird, die bis jetzt vom weißen Manne und seiner Maschine unberührt geblieben sind. Es handelt sich dabei darum, den andern Völkern die europäischen Bedürfnisse, das heißt zum großen Teil für sie völlig neue Bedürfnisse, anzugewöhnen,

gleichzeitig aber sie auch in den Stand zu setzen, für diese Bedürfnisse zu zahlen, das heißt selbst intensiv zu produzieren.

Wie stark die Suggestion ist, die von der Technik und ihrer Produktion ausgeht, besonders wenn sie mit der ganzen psychologisch fundierten Reklame des amerikanischen Geldes lanciert wird, dafür möchte ich ein paar Beispiele anführen. Es hat ja natürlich immer schon Handelsbeziehungen zwischen Wilden und Zivilisierten gegeben, in denen den ersteren Dinge als Wertobjekte aufgedrängt wurden, die für sie eigentlich unverwendbar und wertlos waren. Aber es ist noch nie in einem solchen Maße geschehen wie heute. Es gibt Gegenden in Afrika, wo der Besitz eines Fahrrades für einen jungen Schwarzen eine essentielle Notwendigkeit ist, wenn er etwas bedeuten und vor allem auf das andere Geschlecht Eindruck machen will, obgleich es sich vielfach um Gegenden handelt, in denen für ein Rad keine Verwendung ist. Dasselbe gilt natürlich erst recht vom Auto. Als die deutsche Kommission in unserer ehemaligen ostafrikanischen Kolonie die rückständigen Askarilöhne auszahlte, kamen auf einzelne langgediente Unteroffiziere mehrere tausend Mark. Manche hatten nichts Eiligeres zu tun, als sich für dieses Geld, von dem sie als Afrikaner bis an ihr Ende behaglich hätten leben können, schleunigst ein Auto zu kaufen. Natürlich wurden sie dabei übers Ohr gehauen. Sie fuhren ein paarmal, dann war der Wagen hin und unbrauchbar.

Als die Prohibition den kalifornischen Weinbau in seiner Existenz bedrohte, warfen sich die Weinbauern auf die Rosinenproduktion. Es ist für unsern Fall belanglos, daß sie es verstanden, den Amerikaner zum systematischen Verbrauch von Rosinen zu erziehen, aber daß man heute auch in Ostasien, selbst im kleinsten Nest, die bunte Packung der kalifornischen „Sunmaid seedless raisins“ findet, ist ein interessantes Beispiel dafür, daß fremden Ländern durch geschickte Suggestion und Propaganda bisher völlig fremde Bedürfnisse anezogen werden können.



Wie ich schon sagte, handelt es sich nicht nur darum, dem Farbigen die Produkte der europäischen Technik zu vermitteln, sondern auch darum, ihn in den Stand zu setzen, sie zu bezahlen. Da der Wohlstand der gewaltigen Masse der Farbigen weit unter dem europäischen Standard bleibt, ist dies nur durch die Erziehung der andern Rassen zu intensiver Arbeit und Produktion in europäischem Sinne möglich. Solange das Exportbedürfnis der europäischen Industrie noch nicht so groß war — die amerikanische hatte bis vor kurzem überhaupt noch keins —, war die Bezahlung mit dem ursprünglichen Produkt der Eingeborenen möglich. Später erforderte die Bedürfnisbefriedigung Arbeit auf den europäischen Plantagen und Minen, und diese war als Ersatz der früher bestehenden Sklaverei gleichzeitig ein erwünschter Arbeitszwang. Aber für die heutigen Absatzbedürfnisse der amerikanischen und europäischen Industrie verdient der Plantagenarbeiter zuwenig und selbst der Minenarbeiter kaum genug. Es liegt deshalb im Interesse des weißen Exportes, den Farbigen zum Produzenten zu erziehen, wie es die Engländer in Nigerien, in Uganda und in Njassaland gemacht haben, wo sie die Schwarzen zu selbständigen Produzenten von tropischen Stapelprodukten, vor allem von Baumwolle, erzogen. Den gleichen Effekt hatte die Inbetriebnahme eigener Gummipiantagen durch die Eingeborenen auf Malakka und den Sunda-inseln.

Diese Entwicklung erzieht den Farbigen zum technisch geschulten Arbeiter und weiter zum Selbstproduzenten und Unternehmer. Sie führt zwar die gewünschte Absatzsteigerung herbei, aber gleichzeitig auch die Bedrohung des Abendlandes durch die farbigen Rassen zunächst in wirtschaftlicher, und später auch in politischer Hinsicht.

Klar erkennbar wird das, wenn man sich die wirtschaftliche Entwicklung Japans, Chinas und Indiens näher ansieht. Heute schon verdrängt die japanische, chinesische und indische einheimische Textilindustrie die europäisch-amerika-

nischen billigen Qualitäten vom einheimischen Markt. Es wird nicht sehr lange dauern, dann wird ihre Einfuhr nach Europa auf unsern eigenen Absatzgebieten den einheimischen Erzeugnissen Konkurrenz machen und damit ihre Fabrikation bedrohen. Nun ergibt sich natürlich als Korrelat, daß die dadurch kaufkräftiger gewordene indische und chinesische Bevölkerung in der Lage ist, höherwertige europäisch-amerikanische Produkte zu kaufen, die im eigenen Lande in dieser Qualität noch nicht herstellbar sind.

Bei optimistischer Auffassung kann man natürlich auch der Ansicht sein, daß die Industrialisierung Asiens und der übrigen Welt zwar für einzelne Industrien Krisen und Umstellungen, aber im ganzen eine Förderung und Belebung auch der europäisch-amerikanischen Wirtschaft bedeutet. Diese Auffassung liegt in der Interessenlinie des europäisch-amerikanischen Kapitals und wird sich deshalb auch durchsetzen, auch gegen die pessimistische Auffassung, die in Europäisierung und Industrialisierung der farbigen Völker eine schwere Bedrohung des bisherigen Lebensstandards des Abendlandes sieht.

Man kann von einem Fabrikanten mechanischer Spinn- und Webstühle natürlich nicht erwarten, daß er einen Lieferungsauftrag nach China oder Indien ablehnt, weil dadurch den Strumpf- und Wirkwarenfabrikanten seines eigenen Landes Konkurrenz gemacht wird. Was gehen ihn die Strumpf- und Wirkwarenfabrikanten an! Überdies, wenn er den Auftrag nicht ausführt, so tut es sein Konkurrent. Da es nicht angenehm ist, sich auszumalen, wie durch eine derartige Exportpolitik schließlich das Abendland in seiner Gesamtheit geschädigt wird, schließt man den möglichen Konsequenzen gegenüber genau so die Augen wie seinerzeit vor den katastrophalen Folgen der Politik des „laissez faire“!

## Internationales Kapital, internationale Arbeit und das Rassen- problem

Vor dem Geschäft fallen die Rassenschranken, während sie gesellschaftlich bisher geblieben sind. Beispielsweise sind an der ostafrikanischen Küste die Hauptverfrachter Inder. Sie werden deshalb von den Reedereien in jeder Weise hofiert. Will aber ein solcher indischer Verfrachter mit einem Dampfer der Reederei fahren, macht seine Unterbringung die größten Schwierigkeiten. Die zweite Klasse ist ihm natürlich nicht vornehm genug, in der ersten aber würden die weißen Passagiere Schwierigkeiten machen und ihn boykottieren. Man sucht das Dilemma zu lösen, indem man ihm die besten Kabinen gibt und der „Farbige“ dafür den Speisesaal und die Gesellschaftsräume meidet.

So zeigt der Weiße dem Farbigen gegenüber meist noch eine Überhebung, die in diesem Maße niemals gerechtfertigt war und die heute mehr denn je böses Blut machen muß. Das Kapital als solches aber ist genau wie die Arbeit nicht nur international, sondern steht auch jenseits aller Rassenschranken. Je mehr sich in Asien und Afrika Kapital in unserm Sinne bildet, beziehungsweise Kapitalanlage sich lohnt, desto mehr wird die interrassenmäßige Solidarität des Kapitals in Erscheinung treten.

Nach dem Grundsatz des „non olet“ kann man es natürlich keinem weißen Unternehmer verübeln, wenn er zusam-

men mit farbigem Kapital Geschäfte macht. Die Gefahr liegt nur darin, daß der Abendländer auf einer gewissen geistigen Ebene alle Rassenschranken in der Theorie fallen läßt, während sie in der Praxis sich hart bemerkbar machen. Durch das Ignorieren der Rassegegensätze und Unterschiede in der Theorie wird eine Hypothese gefestigt, die in gefährlicher Weise mit der Fiktion einer Weltverbrüderung, eines Völkerbundes, einer Einheitszivilisation spielt, die noch maßlos verfrüht sind und die deshalb zu schwersten Rückschlägen auf dem Wege einer allmenschlichen Interessengemeinschaft führen müssen.

Zur Vermeidung politischer Katastrophen halte ich es für wesentlich, mit aller Kraft die Hypothese zu stärken und zu popularisieren, daß nationale Gegensätze im Grunde genau so überwunden sind wie religiöse. Dem Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts müßte es genau so grotesk erscheinen, wenn heute Deutschland oder Frankreich irgendwelcher nationaler Gegensätze wegen Krieg anfängen, als wenn eine theologische Streitfrage die Ursache wäre. Aber diese Solidaritätsgefühle über die weiße Rasse, ja nur über Europa im abendländischen Sinne hinaus ausdehnen zu wollen, heißt der Idee des Friedens einen schlechten Dienst erweisen. Einstweilen sind die Rassegegensätze noch derart, daß es noch Jahrhunderte gegenseitiger Annäherung und Verschmelzung bedarf, ehe sich die Idee eines Weltstaatenbundes am politischen Horizonte zeigen kann.

Diese verkannte, zu weit getriebene Idee der Internationalität wird mit ihren schädlichen Folgen nicht auf das Kapital zurückfallen, für das das einzelne Geschäft ja immer das Wichtigste bleibt, und das so beweglich und verschiebbar ist, daß es sich jederzeit sichern und umstellen kann. Nein, die ganzen harten Konsequenzen einer falschen, aus unrichtigen Prämissen abgeleiteten Rassenhypothese werden auf die Masse der europäischen Nationen fallen, insbesondere auf jene Schichten, die, wie das Proletariat, die „Internationale“ auf ihr Banner geschrieben haben.

Die außenpolitische und rassenmäßige Einstellung der europäischen Sozialdemokratie basiert auf einem Dogma, das schon zur Zeit seiner Aufstellung unrichtig war, und an dem mit der konservativen Hartnäckigkeit einer orthodoxen Kirche festgehalten wird. Selbst von diesem starren Glauben an das Dogma abgesehen, ist es für die Sozialdemokratie naturgemäß viel schwieriger als für andere Parteien, sich ein wirklich objektives, nicht durch die Parteibrille gefärbtes Bild der tatsächlichen Vorgänge in der Welt zu schaffen, da die Zahl ihrer Führer und Mitglieder mit Sprach- und Weltkenntnissen unverhältnismäßig klein ist.

Gemäß diesem Dogma und dieser Parteieinstellung erblickt der europäische Proletarier im schwarzen, gelben oder braunen Arbeiter den Klassen- und Kampfgenossen und bekämpft von diesem Standpunkt aus die Herrschaft seines eigenen Landes über diese Farbigen, begrüßt jeden farbigen Revolutionär gegen die eigene koloniale Regierung und fühlt sich überhaupt mit ihm in einer Kampffront. Dabei macht er sich nicht klar, daß zwischen ihm und einem chinesischen Kuli oder einem afrikanischen Minenarbeiter nicht nur rassenmäßig, sondern auch klassenmäßig größere Unterschiede bestehen als zwischen ihm und seinem Brotherrn. Selbst der Unterschied in der Lebenshaltung zwischen einem hochqualifizierten europäischen oder gar amerikanischen Arbeiter mit Eigenhäuschen und Fordwagen und einem Farbigen ist unvergleichlich größer als zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber in den weißen Ländern, wenn man den Durchschnitt der mittleren Fabrikleiter und Fabrikherrn nimmt und von den großen Industriemagnaten absieht.

Es ist eigentlich erstaunlich und ein weiterer Beweis für die zwingende, das Denken in bestimmten Bahnen festhaltende Kraft einer Hypothese, daß der europäische und amerikanische Arbeiter diese Unterschiede nicht erkennen wollen. Im täglichen Leben machen sie ja schon in ihrer eigenen Klasse genügend Unterschiede und Differenzierungen. Die

Industrie-Arbeiterschaft ist nur nach außen und in der Theorie eine geschlossene Masse, im Innern ist sie genau so differenziert wie die bürgerliche Schicht. Jeder, der einmal unter Arbeitern gelebt und gearbeitet hat, weiß, wie streng da die Rangunterschiede sind und wieviel mehr sich ein Former oder Dreher einem einfachen Hilfsarbeiter gegenüber fühlt. Wo nun gar diese Klassenunterschiede noch rassenmäßig betont sind, in Industriegegenden, wo die unteren Arbeitsverrichtungen in Händen slawischer Arbeiter liegen, da ist der Unterschied noch viel größer. Zum mindesten solche Arbeiter sollten erkennen, daß sie niemals mit Negern und Chinesen in einer Kampffront gegen ihre eigenen Arbeitgeber stehen können, und daß solche Frontgemeinschaft schließlich sehr übel für sie auslaufen müßte.

Es ist menschlich gewiß sehr schön und leicht, sich von Europa aus für die von den Weißen bedrückten und ausgeaugten chinesischen Kulis zu begeistern. Ganz anders würde sich die Sache aber ausnehmen, wenn ein solcher Protest einmal wirksam würde und der chinesische Kuli oder der afrikanische Schwarze mit dem Weißen in Konkurrenz träte. Dann ändert sich selbstverständlich die Haltung des weißen Proletariats sofort, dann erwacht das Rassenbewußtsein in ihm, und er sieht im Schwarzen nicht mehr den Konproletarier und Kampfgenossen gegen die weißen Unterdrücker, sondern den aufrührerischen Sklaven, der ihn in seiner Lebensweise bedroht und der, wenn es sein muß, mit Gewalt in seine Schranken zurückgewiesen werden muß.

Was ich hier ausführe, ist keineswegs lediglich Theorie und Vermutung, sondern Praxis und Erfahrung. Solche Verhältnisse bestehen bereits in Südafrika. Dort haben wir eine weiße und eine schwarze Industrie-Arbeiterschaft nebeneinander. Die weißen Arbeiter, die in den Goldminen von Witwaters Rand arbeiten oder in den Diamantenminen von Kimberley, in den Platingruben von Transvaal oder den Kohलगruben von Natal, unterscheiden sich in nichts von ihren

europäischen oder amerikanischen Arbeitskollegen und Klassengenossen. Sie sind vielleicht etwas besser bezahlt, aber dafür ist die Lebenshaltung teurer. Sie sind genau so gute Sozialisten wie ein französischer oder englischer Genosse, ja, die südafrikanische Labour Party ist ziemlich radikal, jedenfalls radikaler als die britische Sozialdemokratie. Diese selben sozialistischen, klassenbewußten Arbeiter halten aber wie an einer Lebensnotwendigkeit an der Farbenschranke fest, die dem Schwarzen den Aufstieg zu jeder höherbezahlten Arbeit verwehrt. Es ist ganz gleichgültig, ob der Farbige die Fähigkeit dazu hat, ob er vielleicht irgendeine Arbeit besser machen könnte als der Weiße, er darf sie nicht machen. Alle leichtere, höherwertige, besserbezahlte Arbeit muß dem weißen Arbeiter vorbehalten bleiben.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Farbiger in eine weiße Gewerkschaft oder politische Organisation aufgenommen wird. Als die afrikanischen Arbeiter vor kurzem eine eigene Gewerkschaft gründeten und der Arbeitsminister eine Deputation dieser Gewerkschaft empfing, mußte er deshalb seinen Abschied nehmen; sein Rücktritt wurde von der Regierungskoalition erzwungen, an der die Labour Party maßgebenden Anteil hatte!

In Südafrika haben wir die groteske Erscheinung, daß in der Rassenfrage die Vorzeichen der Parteien vertauscht sind. Während bei uns in Europa die Arbeiter sich als Kampfgenossen der unterdrückten Farbigen fühlen und in dem weißen Kapitalisten den gemeinsamen Unterdrücker sehen, stehen in Südafrika die Arbeiter den schwarzen Arbeitskollegen schroff und feindlich gegenüber, während die Kapitalisten negerfreundlich sind. Natürlich nicht aus Humanität und Philanthropie, sondern aus geschäftlichen Erwägungen, denn der weiße Arbeiter bekommt fünfmal, zehnmal so viel Lohn als der schwarze, ohne entsprechend mehr zu leisten. Von seiten der weißen Minenbesitzer wird daher von Zeit zu Zeit der Versuch gemacht, die Farbenschranke ein wenig zu

verrücken und den Wirkungsbereich der schwarzen Arbeiter auszudehnen. Wie empfindlich die weißen Minenarbeiter darauf reagieren, zeigte sich bei dem letzten großen Streik in Johannesburg, bei dem die Weißen in Ausstand traten, weil die Minenbesitzer es gewagt hatten, Schwarze an eine elektrische Haspel zu stellen. Dieser Streik führte sogar zu tagelangen blutigen Kämpfen und konnte nur durch Eingreifen von Unionstruppen mit Maschinengewehren und Kanonen unterdrückt werden.

Ganz ähnliche Verhältnisse haben wir in Australien. Die australische Arbeiterpartei hat schon mehrmals die Macht in Händen gehabt, immer aber, seit vielen Jahrzehnten, maßgebenden Einfluß auf die Regierung besessen. Das Ziel war das Gegenteil internationaler sozialistischer Solidarität. Diese anti-internationale proletarische Politik wandte sich nicht nur gegen Farbige, sondern sogar gegen Weiße geringeren Lebensstandards.

Auch hier waren die Interessen des Kapitals pro-farbig. Die Unternehmer verzichteten nur ungern auf die kanakischen Feldarbeiter und die chinesischen Hilfskräfte, die die proletarische Politik des „White Australia“ des Landes verwies. Für die raschere Erschließung Australiens wären die Tausende südeuropäischer Arbeiter von größtem Vorteil gewesen, die die Gewerkschaften aus Angst vor einem Herunterdrücken der bisherigen Lohnhöhe nicht ins Land haben wollten.



## Vom Wesen menschlicher Herrschaft

Es handelt sich hier natürlich nicht darum, den Südafrikanern oder Australiern aus ihrer Haltung irgendeinen Vorwurf zu machen, sondern lediglich eine Tatsache festzustellen, die aller historischen Erfahrung entspricht. Das rein persönliche Interesse an der eigenen Wohlfahrt wird letzten Endes immer wieder über jede menschenverbindende und menschenbeglückende Theorie wie über das allgemeine Interesse siegen. In Zeiten geistiger und seelischer Hochspannung, wie eine Revolution sie darstellt, kann wohl vorübergehend das persönliche Interesse hinter der Idee zurücktreten, Menschen können bereitwillig ihr Blut für ein Ideal hingeben, sich dafür martern und zerstückeln lassen und Not und Tod ertragen, aber doch nur begrenzte Zeit. Sobald die seelische Spannung nachläßt, tritt der natürliche Zustand ein und das persönliche Interesse wieder in den Vordergrund. Es ist so stark, daß die meisten Menschen sich gar nicht bewußt sind, wie sehr sie die allgemeinen Interessen mit ihren persönlichen identifizieren. Aus dieser einfachen Tatsache heraus lassen sich schließlich die Erscheinungen aller Kriege und Revolutionen, der „Verrat“ aller zu Macht gelangten Führer aus den unteren Schichten erklären. Die erfolgreiche Politik jedes Staatsmanns, jedes Volks- und Proletarierführers besteht ja nicht zum geringsten darin, die Fiktion der Identität der Einzelinteressen mit den Staats- oder Parteiinteressen — die letzten Endes auch seine ganz persönlichen sind — aufrechtzu-

erhalten, zum mindesten zu verhindern, daß eine allzu große Diskrepanz in Erscheinung tritt.

Ist dies der Fall, zeigt sich eine allzu große Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit; mag es sich um eine Partei, eine Religionsgemeinschaft oder um eine Idee, wie Liberalismus, Verbrüderung, Pazifismus, handeln, so kommt es zu Revolution, Krieg, kurz Kampf oder dem, wofür Spengler das Wort Fellachentum geprägt hat.

Bei jeder Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Zustände eines Landes und seiner Entwicklungsmöglichkeiten in der Zukunft muß man sich klar sein, daß neben der Idee als bestimmender Faktor nicht nur das persönliche Interesse steht, sondern daß die menschlichen Beziehungen in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht durch den ewigen Rhythmus von Herrschen und Beherrschtwerden bedingt sind.

Dieser Rhythmus steht im Gegensatz zu der geltenden Hypothese von der ununterbrochenen Entwicklung des Menschen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch aus Nacht zum Licht, aus Sklaverei zu Freiheit und Selbstbestimmung. An dieser Hypothese soll in keiner Weise gerüttelt werden. Sie hat die größten Wirkungen ausgelöst und die arbeitenden Klassen zu ihrer gegenwärtigen Stellung im Staate geführt. Aber das hindert nicht, sie in einer kritischen Betrachtung als das zu erkennen, was sie tatsächlich ist, eben als Hypothese, und sie auf ihre Stichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit für eine fernere Zukunft zu prüfen. Ohne daß man diese Hypothese fallen läßt, zeigt sich, daß der Rhythmus von Herrentum und Sklaverei und der Kampf zwischen beiden genau so ewig, genau so tief in der menschlichen Seele verankert sind wie der Unterschied und der Kampf der Geschlechter. In Jahrmillionen mag sich daran etwas ändern, in der Zeitspanne, die wir übersehen können, nichts.

Wenn die unteren Klassen, insbesondere in den sogenannten Demokratien, der Fiktion unterliegen, daß sie es „so herrlich weit gebracht“ haben, daß sie in einer Zeit der Freiheit leben,

während die Vergangenheit mit dem Stigma der Unfreiheit belastet erscheint, so geschieht dies, weil sie erstens an die Entwicklungshypothese überhaupt so fest glauben und weil sie zweitens die Begriffe des Herrn und Sklaven allzu äußerlich ansehen, an äußerlichen Merkmalen haften und darüber ihre eigenen Herren, die sie und mit ihnen die Welt beherrschen, nicht erkennen.

Macht und Herrschaft ist ja nie und niemals etwas Absolutes, Gottgegebenes, sondern nichts anderes als die Manifestation eines überlegenen Geistes, einer überragenden Seele, die die übrigen Menschen unter ihre Herrschaft zwingt oder lockt.

Alle Gewalt bedingt als erste Voraussetzung den überlegenen Geist, der den andern die Notwendigkeit und Nützlichkeit seiner Führung und Herrschaft suggeriert. Diese erfordert ein ständiges „Wachsein“, um sie zu bewahren. Ist die Suggestion einmal gegeben und stark genug, dann kann das Wachsein nachlassen, dann kann auch ein Erbe dieser Macht noch so schwach, noch so töricht, noch so unwürdig sein, wie es sich in der Erbfolge der Dynastien natürlicherweise immer wieder ergeben muß, die Herrschaft wird wahren, solange die Suggestion anhält, bis die Beherrschten erkennen, welch einem lächerlichen und machtlosen Popanz sie Gefolgschaft leisteten. Dann geht seine Herrschaft mehr oder weniger plötzlich zu Ende.

Zu Beginn jeder solchen Machtbildung, mag es sich um den Führer einer Räuberbande handeln, eines Abenteurerhaufens, einer sich bildenden Partei oder Volksgemeinschaft, wird neben der suggestiven Persönlichkeit, die durch ihre Eigenschaft und Leistungen die andern in den Bann zwingt, die ihre innersten Wünsche erkennt und verwirklicht, auch immer die Verführung, die Demagogie stehen. Dieser erste einer Führergeneration — wobei Generation nicht nur die leibliche Erbfolge zu bedeuten braucht, sondern auch die geistige, wie in der kirchlichen Hierarchie —, einer Partei oder in Industriekonzernen wird niemals von vornherein sagen, ich

bin der Herr, und ihr seid die Knechte. Die äußeren Merkmale des Sklaventums, Kette und Peitsche, treten, wenn überhaupt, dann erst in einem sehr späten Stadium in Erscheinung, in dem die Macht unabschüttelbar und gottgegeben erscheint.

Ketten und Striemen sind überhaupt nicht das Essentielle der Sklaverei, und auch in den Zeiten der offenkundigsten Sklaverei, wie der der Antike, des Islams oder der Negerklaverei, spielten diese Merkmale, die uns so wichtig erscheinen, nur die geringste Rolle. Ganz abgesehen davon, daß der Sklave doch Kapital darstellt, dessen Schonung vitalstes Interesse des Herrn bedeutet, darf man nicht vergessen, daß auch in der scheinbar stabilisierten Herrschaft Sklaverei nichts Absolutes ist und daß auch der Herr, der sich seiner Sache noch so sicher fühlt, mit Revolte rechnen muß. Er wird daher neben der Peitsche ständig das Zuckerbrot verabreichen, das nicht zum wenigsten in der Demagogie besteht, in der geistigen Führung und Verführung, die diesen gesellschaftlichen Zustand als den gottgewollten, den gerechten und auch für den Sklaven angenehmsten hinstellt.

Sklaverei wäre auf der Erde nie in solchem Maße möglich gewesen und wäre nicht solch entscheidender Faktor der menschlichen Beziehungen geworden, wenn nicht in der menschlichen Seele etwas läge, das für diesen Zustand inkliniert. Genau wie im Herzen des Liebenden ein unbewußter Drang lebt, sich der Geliebten dienend zu beugen, sich ihr hinzugeben und darzubringen, so ist auch für ganze Völker, Stände und Klassen der Drang, sich zu unterwerfen, eine Komponente der in ihrer Wesenheit so heterogenen menschlichen Seele. Existierte er nicht, so wäre menschliche Herrschaft in diesem Ausmaße nie auf der Erde möglich gewesen, ja, vielleicht ist sie genau so Vorbedingung zur Bildung irgendeiner sozialen Gemeinschaft, wie dafür, daß Mann und Weib eine lebenslängliche Verbundenheit und Schicksalsgemeinschaft überhaupt eingehen können. Natürlich ist die Einstellung zu Sklaverei und Freiheit bei den einzelnen Völ-

kern genau so verschieden wie bei den einzelnen Menschen. Es gibt Völker, und zwar große, bedeutende, seelisch tief veranlagte, wie etwa die Russen, die sich mit einer erstaunlichen Passivität fremder Gewaltherrschaft beugen, während andere, z. B. die nordamerikanischen Indianer, sich lieber bis zum letzten Mann ausrotten lassen, ehe sie sich einer fremden Gewalt beugen.

Nur wenn man sich des ewigen Rhythmus von Herrschen und Beherrschtwerden bewußt ist und die Hypothese der Menschheitsentwicklung als solche erkennt, wird man halbwegs klar die soziale und politische Geschichte unserer Zeit in ihren Entwicklungstendenzen erfassen. Im übrigen gehört keine tiefe Erkenntnis dazu, sondern nur der Mut, letzte Konsequenzen zu ziehen und gegebene Gedanken zu Ende zu denken.

Man muß sich also bewußt bleiben, daß Freiheit nicht unbedingt und nicht für alle Menschen das höchste Gut ist; ferner, daß sie um so schwerer für die Massen erreichbar und durchführbar ist, je höher die Zivilisation eines Volkes ist; und endlich, daß Freiheit und Wohlleben durchaus keine Synonyma sind. Im Gegenteil, oft bedeutet Freiheit Unsicherheit und Entbehrung, Sklaverei Sicherheit und Wohlleben. Die Erhaltung breiter Schichten ganzer Völker im Zustande der Sklaverei wäre gar nicht möglich gewesen, wenn dieser Zustand nicht auch die Lebenssicherung bedeutet hätte. Der Herr verfügte nicht nur über den Sklaven, er sorgte auch für ihn, er nahm ihm alle persönliche Verantwortung ab. Der Sklave hat für sich und die Seinen Wohnung, Nahrung und Kleidung. Im Falle von Alter und Krankheit ist für ihn gesorgt. Es ist eine ganz bekannte Erscheinung, daß nach Aufhebung der Sklaverei in den Südstaaten ein großer Teil der Freigelassenen mit der Freiheit nichts anzufangen wußte und viele es vorzogen, freiwillig bei den ehemaligen Herren zu bleiben. Ja, ich habe noch auf meiner letzten afrikanischen Reise in Mombasa alte Suaheli getroffen, die

den guten alten Zeiten nachjammerten, wo noch die rote Flagge des Sultans von Zanzibar über Mombasa wehte und sie als Haussklaven arabischer Grundherren ein viel besseres und behaglicheres Dasein führten als jetzt. Damals waren sie Sklaven, aber sie wohnten in kühlen Lehmhäusern inmitten der Gärten und Felder, die sie zu bestellen hatten. Heute sind sie frei, aber wenn sie leben wollen, müssen sie die grausam harte Arbeit des Ladens und Löschens der Schiffe im Hafen besorgen, müssen in dem glühheißen staubigen Bauch der Schiffe arbeiten und liegen in ihrer freien Zeit in trostlosen, schmutzigen Wellblechbaracken.

Übrigens brauchen wir passende Beispiele nicht so weit herzuholen. Wir finden sie viel näher. Wenn so viele Menschen an ihre Militärzeit mit so besonderer Freude zurückdenken, an eine Zeit, die doch tatsächlich für den gemeinen Mann in mancher Beziehung alles andere als ein Vergnügen war, so liegt dem wohl auch die unterbewußte Empfindung zugrunde: damals war ihnen die Last des freien Willens genommen, damals waren sie versorgt und brauchten nicht selbst verantwortlich für sich zu denken und zu arbeiten. Wenn man immer wieder die zunächst verblüffende und überraschende Erklärung von Kriegsgefährten hört, die, wenn sie einmal ganz offen und rückhaltlos sprechen, mit leisem Selbstverwundern die Kriegszeit als die schönste ihres Lebens bezeichnen, so spielt dabei sicher eine große Rolle, daß damals alle männlichen Instinkte sich frei entfalten konnten, daß diese Zeit das große Abenteuer ihres Lebens war, aber wohl auch mit das angenehme Gefühl, damals nicht selber für sich sorgen, disponieren, denken und arbeiten zu brauchen. Ja, ich habe das Groteske erlebt, daß ein ostafrikanischer Farmer, der jahrelang in Ägypten im englischen Gefangenenlager saß, mir diese Zeit als die schönste seines Lebens bezeichnete, denn während der Zeit hätte seine Frau die Farm geführt, er wäre einmal all die ewigen Pflanzungs- und Arbeitersorgen losgewesen und hätte Fußball spielen und lesen können.

Eine solche naive und verblüffende Offenheit wird man allerdings nur selten antreffen, aber das ihr zugrunde liegende Gefühl bewegt sich durchaus in der Linie meiner Behauptung. Noch ein weiterer Beweis dafür, daß der Drang nach Freiheit nicht in jedem Menschenherzen das Primäre ist, daß der Drang nach Wohlleben ihm zum mindesten die Waage hält, liegt, wenigstens soweit es den europäischen Menschen von heute anbelangt, in der Tatsache, daß der weiße Mann gar nicht mehr die Fähigkeit zum Pionier, zum Siedler in der Wildnis hat.

Halten wir drei Momente fest: zum ersten die Sehnsucht nach Freiheit ist im allgemeinen nicht das Primäre im Menschen, zweitens der Wunsch nach Wohlleben ist der ausschlaggebende Faktor, und drittens die moderne Technik ermöglicht es, auch für die breiten arbeitenden Massen einen Lebensstandard zu schaffen, der in früheren Zeiten, die ausschließlich auf Sklavenarbeit beruhten, nur für die Wohlhabenden und in diesem Maße nicht einmal für sie möglich war. Halten wir ferner fest, daß durch die Rotationspresse, durch das Kino, durch das Radio Verstand und Seele des europäisch-amerikanischen Durchschnittsmenschen ständig unter „Spülung“ gehalten werden. Ich weiß, es ist ein etwas grotesker Vergleich, aber er scheint mir noch am treffendsten die Tatsache zu charakterisieren, daß der europäische Durchschnittsmensch — wenigstens soweit es sich um Großstädter handelt — täglich so viel an Eindrücken empfängt, daß im Grunde nichts haften kann. Infolgedessen können sich geistige Ideen nicht so festsetzen, wie es früher möglich war. Auch revolutionäre Ideen — mögen sie auf politischem, geistigem oder religiösem Gebiet liegen — nützen sich so rasch ab, daß sie nicht haften können. Daher besteht die Gefahr, daß sich die europäisch-amerikanische Menschheit zu jener indifferenten Masse wandelt, die im Grunde an nichts Interesse hat, außer an persönlichem Wohlleben, und die, wenn sie nicht hungert, nicht friert, wenn sie ihr Kino, ihren

Sport hat, nicht so leicht aus der geistigen Gleichgewichtslage herauszubringen, zum mindesten nicht in den Dienst einer Idee oder eines Gedankens zu stellen ist, die die Preisgabe all dieser Behaglichkeit bedingen.

Geht diese Entwicklung weiter, bleiben wir — sagen wir für ein Menschenalter — von Kriegen, Wirtschafts- und Naturkatastrophen verschont, und entwickelt sich die Technik ebenfalls entsprechend, so kann möglicherweise die europäisch-amerikanische Menschheit einen solchen Grad von zivilisatorischer Sättigung und seelischer Trägheit erreicht haben, daß sich den Machtinstinkten großer Eroberer eine solche Chance, ein so weites Feld bietet, wie vielleicht noch nie in der Weltgeschichte, wobei nicht gesagt zu werden braucht, daß diese Eroberer unserer eigenen Rasse angehören müssen, sie könnten auch eine andere Hautfarbe haben, wenn das zunächst auch unwahrscheinlich ist.

In der Gesellschaftsform der antiken Polis regiert sich eine Volksgemeinschaft gleichberechtigter Männer durch einen Rat, ein Thing, die Volksversammlung. In der Horde unterwirft sich der Stamm der Gewalt des meist freigewählten Führers, der im Grunde nur *primus inter pares* ist. Beide Regierungsformen sind jedoch ungeeignet für den zivilisierten Staat, wie wir ihn heute in Europa und Amerika haben, wie China Jahrtausende einer war oder das römische Imperium oder Ägypten. Für sie alle gab und gibt es letzten Endes nur die eine Herrschaftsform: Der überragende Wille, der konzentrierte Machtinstinkt einer kleinen Schicht erlangt die Herrschaft auf Grund der Gefolgschaftsbereitschaft der Massen, für die der Freiheitsbegriff hinter dem der Sicherung zurückgetreten ist.

Diese Machtergreifung kann als Eroberung vor sich gehen, als Revolution von oben oder von unten, oder auch sich kaum merklich vollziehen. Sie wird sich stets nur zum kleinsten Teil durch rohe Gewalt halten, in der Hauptsache vielmehr durch Demagogie. Sie wird an der Macht bleiben ein Leben



lang oder durch Generationen, einmal, indem sie den Massen einen gewissen Lebensstandard garantiert, wenigstens so lange, bis ihre Autorität so verwurzelt ist, daß sie jede Erschütterung verträgt, zum andern durch ein kluges Berücksichtigen der Interessen jener Schichten und Kreise, auf die sie sich stützt. Oft wird es nicht erkennbar werden, ob es sich um die Herrschaft eines einzelnen, einer Interessentengruppe oder einer Klasse handelt.

Wir müssen da umdenken und uns von den überkommenen Begriffen, Autokratie, Monarchie, Republik, frei machen. Das sind lediglich äußere Formen, die für das Wesen von Herrschen und Beherrschtwerden im Grunde nur ebenso bedingt wichtig und belangvoll sind wie die äußeren Eheformen für das innere Verhältnis der Geschlechter zueinander.

Denkt man so um, so fällt es einem schwer, an die Entwicklungslinie der Menschheit als unumstößliche Tatsache zu glauben, und man fragt sich, ob sich das Leben der europäischen und amerikanischen Arbeiter und Angestellten im Grunde nicht lediglich graduell von dem der unteren Schichten des römischen Imperiums oder des arabischen Weltreiches oder des Reiches der Mitte unter den Mandschu-Kaisern unterscheidet.

## Die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland als wesensverwandte Herrschaftsformen

Prüfen wir zwei scheinbar ganz heterogene Gebilde, wie die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland, auf den innersten Kern ihrer wahren Herrschaft, so kommen wir zu dem überraschenden Ergebnis, daß es sich im Grunde um ziemlich dasselbe handelt.

In beiden Ländern handelt es sich um die Herrschaft einer kleinen Gruppe bis zum Äußersten machtgeriger und machtentschlossener Menschen. In beiden Ländern sind diese Herrschaftsgruppen erst verhältnismäßig kurz an der Macht; daß sie es in den Vereinigten Staaten um ein paar Jahrzehnte länger sind oder um ein paar Generationen, spielt keine Rolle. In jedem Falle ist in beiden Ländern diese Macht noch nicht so autoritär geworden, so stabilisiert, daß sie ohne Camouflage offen auftreten könnte, und sie bedient sich deshalb in beiden Fällen der Demagogie.

Beide Herrschaftsgruppen, die amerikanische und die russische, arbeiten mit der Fiktion der Volks- und Weltbeglückung. Es ist eigentlich grotesk, zu erleben, bis zu welchem Grade Theorie und Wirklichkeit voneinander differieren können, wenn nur die Freiheitshypothese mit genügender Überzeugtheit und dem nötigen Propaganda-Apparat aufgestellt und vertreten wird; denn beide Länder sind letzten Endes das Gegenteil eines freien Landes.

Fangen wir mit den Vereinigten Staaten an. Es würde zu weit führen, hier aufzuzeigen, wie sich die heutige Herrschaftsform aus der Revolution der Kolonisten gegen ihr Heimatland entwickelte, und wie schon in der Verfassung, die sich diese Kolonisten gaben, der Gedanke verankert war, der heute einem kleinen Kreise die Macht sichert.

Dieser Kreis von Finanzleuten und Industriellen beherrscht praktisch das Leben von hundertfünfundzwanzig Millionen, nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht. Diese Herrschaft ist vielleicht eine der genialsten, klügsten und kühnsten, die es je gegeben hat. Obgleich sie, wenn es darauf ankommt, wie etwa bei Wahlmanövern oder bei der Erledigung politischer Gegner, mit erstaunlicher Skrupellosigkeit vorgeht, hat sie es bis jetzt verstanden, die Hypothese von Amerika als dem Lande der Freiheit nicht nur im eigenen Lande, sondern in der ganzen Welt unerschütterter aufrechtzuerhalten. Erst heute beginnt nicht mehr unterdrückbar die geistige Opposition, die die Vereinigten Staaten als das schildert, was sie wirklich sind. Für die Stärke dieser Opposition ist bezeichnend, daß man es nicht mehr wagen kann, Kritiker wie Upton Sinclair zu beseitigen oder mundtot zu machen, wie man es früher wohl einfach getan hätte.

Wenn man die äußeren Lebensformen der wirklichen Herrscher der Vereinigten Staaten und der von ihnen Beherrschten betrachtet, so kann man allerdings beim besten Willen nicht von Herren und Sklaven in dem Sinne reden, den wir den Worten immer noch beilegen. Wie der Präsident, wird auch der Industrie- und Finanzmagnat dem Mann aus dem Volke, seinem Chauffeur oder Liftführer, die Hand schütteln und im Verkehr mit ihm sich von solcher Natürlichkeit und Herzlichkeit zeigen, daß der andere gar nicht auf den Gedanken kommt, beherrscht, unterworfen, minderwertig zu sein, sondern sich durchaus gleichberechtigt fühlt.

Bei einer gezwungenermaßen so weit umrissenen Charak-

terisierung der Vereinigten Staaten kommt naturgemäß das ursprüngliche Wesen wahrer Demokratie zu kurz, die ihnen zugrunde lag, die es einstmal gab und schließlich heute auch noch gibt. Nur muß man sich klar sein, daß die Demokratie im Grunde heute zu einer geschickt gewährten, aber letzten Endes wesenlosen Form herabsinkt, die lediglich ein Hilfsmittel der herrschenden Männer darstellt, ihre Herrschaft zu bewahren. Denn es handelt sich ja nicht nur um die Fiktion der Vereinigten Staaten als Hortes der Freiheit, sondern um die Hypothese, daß in diesem „freien Lande“ jeder gleich sei und jeder die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten habe.

Nun ist Amerika, gemessen an Europa, ein irrsinnig reiches Land. Es hat viel mehr Raum, und infolgedessen hat der einzelne natürlich ganz andere und bessere Chancen als in Europa. Aber das von den gleichen Chancen ist natürlich Unsinn, und im allgemeinen unterliegt die herrschende Schicht bereits dem Gesetz der Erbfolge oder rekrutiert sich wenigstens aus den gleichen Kreisen. Einzelne Außenseiter bestätigen nur die Regel.

Aber die Fiktion wird unerbittlich festgehalten und vor allem in geschicktester Weise der Jugend eingehämmert. Jeder amerikanische Junge, jedes amerikanische Mädchen wächst in der heiligen, zunächst durch nichts zu erschütternden Überzeugung auf, daß die Vereinigten Staaten bei weitem das größte, schönste, freieste und beste, vor allem auch das bestregierte Land der Erde sind, daß es eine Ehre und ein Glück ist, diesem Land und Volk anzugehören, und daß jeder einzelne die Möglichkeit hat, wenn er nur genügend tüchtig ist, Präsident oder Millionär zu werden.

Diese Suggestion des Kindes ist durch eine rigorose Kontrolle des amerikanischen Lehrkörpers möglich. Einige Ereignisse wie der berühmte Affenprozeß haben ja gezeigt, wie sie durchgeführt wird. Ein Lehrer, der wider den Stachel löcken wollte, fliegt, und die Kontrolle dehnt sich ja auch auf die sogenannte freie Forschung und Lehre der Universi-

täten aus, da diese finanziell meist von den Geldfürsten abhängen.

Diese Suggestion hält nun auch in der Arbeiterklasse an, im allgemeinen mindestens über die entscheidende Zeit um die Zwanzig herum, wo der junge Mensch an sich revolutionär eingestellt und zu revolutionären Handlungen am entschlossensten ist.

Daß die Suggestion bei der Mehrzahl oder zum mindesten einem großen Prozentsatz der arbeitenden Klassen bis ans Lebensende in Kraft bleibt, ist durch mehrere Faktoren bedingt. Einmal spielt die verhältnismäßig gehobene Lebenslage des amerikanischen Arbeiters eine große Rolle, dazu kommt das Geschick der Arbeitgeber in der Behandlung ihrer Leute durch sorgfältiges Verbergen des Herrenstandpunktes. Ich kenne Fälle, in denen amerikanische Arbeiter ihren Fabrikherrn mit Vornamen anredeten und er diese Vertraulichkeit gern als Zeichen hinnahm, wie gut er mit seinen Arbeitern stünde. Noch wichtiger ist die Eliminierung aller Elemente aus den unteren Klassen, die irgendwie Führerqualitäten zeigen könnten. Sie erfolgt durch Aufsaugen in die herrschende Schicht. Noch immer können heute Leute, die aus dem Arbeiterstand hervorgegangen sind, ungewöhnliche Karriere machen.

Im Grunde ist das nichts Erstaunliches, sondern eigentlich nur eine Voraussetzung jeder wirksamen Herrschaft. Auch in den orientalischen Despotien waren und sind solche Karrieren immer möglich gewesen. Es hat mehr als einen Sklaven oder Sklavinnensohn gegeben, der es zum Großwesir oder selbst zum Padischah brachte. Auf der andern Seite greift die herrschende Schicht in Amerika aber auch radikal durch und benutzt rücksichtslos die Peitsche, wo sie mit dem Zuckerbrot nicht auskommt. Es gibt schwarze Listen, die schwarzen Schafen rücksichtslos jede Arbeits- und Existenzmöglichkeit nehmen. Nötigenfalls scheut man sich auch nicht, mit Hilfe brutalster Gewalt solch unbequeme Elemente zu beseitigen.

Gewiß, die Vereinigten Staaten sind ein freies Land, aber nur soweit man sich in dem Rahmen bewegt, den die herrschende Schicht abgesteckt hat. Daß Präsident Roosevelt sich des „vergessenen Mannes“ annahm und versuchte, ihm durch wirtschaftliche Sicherung wenigstens ein bißchen der so laut und vielbesungenen Freiheit zu verschaffen, hat ihm den weißglühenden Haß seiner Klassengenossen, des amerikanischen „Grundadels“ wie des Großkapitals, eingetragen.

Mit Sowjetrußland verhält es sich im Grunde genau so. Daß es sich in dem einen Falle um Bankgrößen und Industriemagnaten handelt, im andern um arrivierte Proletarier und Intellektuelle, die sich proletarisch gebärden, macht letzten Endes keinen Unterschied. Auch in Sowjetrußland handelt es sich um die Herrschaft eines kleinen Kreises von Macht- und Gewaltmenschen, die ihre Herrschaft mit einer Fiktion aufgerichtet und stabilisiert haben. Hier ist es nicht die Freiheit und die Weltdemokratie, sondern die sozialistische Parole und die Weltrevolution. Nur das Aushängeschild sieht anders aus; das Wesen der Herrschaft und die Methoden ihrer Aufrechterhaltung sind die gleichen.

Sowjetrußland verfolgt genau die gleichen Erziehungsmethoden wie die wahren Herrscher der Vereinigten Staaten, und es ist dort genau so unmöglich, wider den Stachel zu löcken und Ideen und Gedanken zu verbreiten, die in den Rahmen der aufgestellten Hypothese von Sowjetrußland als dem Hort der sozialistischen Revolution und dem Paradies der Arbeiter nicht passen.

Mit dieser Charakterisierung der Herrschaftsmethoden der amerikanischen und russischen Machthaber will ich nicht behaupten, daß diese nicht an die Ideen und Ideale glauben, die sie für die Beherrschten als Richtlinien aufstellen. Bestimmt tun sie das; die amerikanischen Machthaber glauben an die Weltdemokratie und die russischen an die Weltrevolution. Wenn sie das nicht täten, hätten sie diese Macht sicher nicht aufrichten können. Jeder Eroberer muß die Gabe

haben, oder sagen wir das gute Gewissen, seine persönlichen Interessen und Machtinstinkte mit denen der von ihm beherrschten Allgemeinheit zu identifizieren. Erst, wenn eine Macht sehr alt, beinah überaltert ist, hat sie das nicht mehr nötig; so werden auch die amerikanischen Milliardäre nicht ganz so ehrlich sein, nicht ganz so fest mehr an die Heiligkeit und Wahrheit der von ihnen aufgestellten Hypothese glauben, wie es die russischen Machthaber tun, einfach aus dem Grunde, weil sie schon länger an der Macht sind.

## Die europäische Hypothese

Wenn ich versucht habe, das Wesen der Herrschaft über einen modernen, zivilisierten Großstaat zu analysieren, so mag das starken Widerspruch hervorrufen; von beiden Seiten, der amerikanischen wie der der Sowjetunion, wird man viel Argumente beibringen, die meine Ausführungen widerlegen. Es ist möglich, daß dadurch meine Behauptungen ganz oder teilweise entkräftet werden. Es handelt sich jedoch bei so komplizierten, „unfaßbaren“ Dingen, wie der hypotesenentkleideten Wirklichkeit, um etwas, das man zwar beliebig beweisen und widerlegen, jedoch nur mit dem Gefühl richtig erfassen kann.

Dieses Gefühl für das innerste Wesen eines Landes, eines Volkes bekommt wohl erst, wer eine angeborene Anlage durch vielseitiges Reisen ausgebildet hat. Mir wurde der innere Charakter der Vereinigten Staaten erst bei meinem dritten Aufenthalt bewußt. Ich war damals kurz vorher ein halbes Jahr in Sowjetrußland gewesen, und die Wesensverwandtschaft der Herrschaftsformen beider Staaten überfiel mich in erschütternder Weise. Der Eindruck war um so stärker, als ich bis dahin nicht ein einziges Werk der modernen Kritiker der amerikanischen Regierung und Gesellschaft gelesen hatte und vollkommen unter der offiziellen Suggestion Amerikas als des Ideallandes der Freiheit stand.

Bei aller scharfer Kritik an Regierung und herrschender Gesellschaft der Union muß ich jedoch betonen, daß sich ein



modernes großes Staatswesen wahrscheinlich nicht viel anders regieren läßt. Zum mindesten wird es des Grundpfeilers einer herrschaftsbewußten und herrschaftserfahrenen Schicht nicht entraten können. Ganz einerlei aus welchen Kreisen sich diese Schicht rekrutiert, aus Adel, Bürgertum oder Proletariat, sie wird nach bestimmten Methoden regieren müssen, die sich eben aus dem Wesen der modernen Zivilisation und ihren technischen Mitteln ergeben.

Im Prinzip besteht diese Methode in striktem Festhalten an der Hypothese von der eigenen Herrschaft als einer Volksherrschaft, die womöglich von einer großen, weltbeglückenden und welterlösenden Idee getragen wird. Allerdings ist es eine Frage der Regierungsfähigkeit der herrschenden Schicht, Ideal und Wirklichkeit nicht allzu kraß differieren zu lassen, das heißt, eine gewisse Lebenshaltung muß ebenso garantiert sein wie wenigstens eine beschränkte Aufstiegsmöglichkeit aus den unteren Klassen in die bevorzugten.

Wenn heute die Hypothese von Amerika als dem Lande der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten an Glanz und Zugkraft eingebüßt hat und die anspruchsvolle Statue von Liberty Island auf den enttäuschten, amerikanischen Rückkehrer wie Hohn wirkt, so liegt die Schuld nicht so sehr daran, daß die Herrschaftsform der Vereinigten Staaten falsch ist, als daß die an der Herrschaft Befindlichen vielleicht schon etwas überaltert sind, so daß sie die verblässende Hypothese nicht durch rechtzeitige Konzessionen an die beherrschten Massen, sondern mehr durch Unterdrückung und Vergewaltigung der Unzufriedenen zu stützen suchen.

Daß an sich ein modernes, großes Staatswesen nicht wesentlich anders regiert werden kann, beweist ja gerade die Wesensverwandtschaft der Sowjetunion mit Amerika. Die Sowjetunion ist die gleiche Herrschaftsform, mit der gleichen Methode, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Man wird erst dann von ihr als einem Fortschritt, einem Fortbilden der Wirtschaft reden können, wenn es ihr gelingt, das ungeheuer

schwierige Problem zu lösen, die sozialisierten Betriebe mit der Entschluß- und Verantwortungsfreudigkeit des Privatkapitalisten zu erfüllen, daß sie ebenso wie dieser den nötigen Geschäftsgewinn herauswirtschaften. Erst dann wird es möglich sein, die Lebenshaltung der Massen so zu heben, daß sie in dem Lande der Arbeiterherrschaft nicht allzusehr hinter der der Kapitalistenherrschaft nachhinkt; denn verglichen mit dem europäischen oder gar dem amerikanischen Arbeiter lebt der russische wie ein Bettler. Es zeigt immerhin die große Schwungkraft der in der Sowjetrevolution in Aktion gesetzten seelischen Kräfte, daß dieser Widersinn so lange ohne Widerspruch ertragen wurde. Aber je mehr die Generation altert und abstirbt, die noch die Großzeit des Umsturzes erlebte, desto dringender wird das Erfordernis, die Lebensverhältnisse der Massen gegenüber denen von Europa und Amerika zu verbessern, zum mindesten sie ihnen gleichzustellen, wenn die Idee nicht ausdörren soll und die angeblich herrschenden Arbeiterkreise nicht der eigenen Herrschaft müde werden sollen. Wie es für den hungernden englischen Arbeitslosen ein schwacher Trost ist, Mitglied des glorreichen britischen Imperiums und dadurch Mitherrscher und Mitbesitzer von Indien zu sein, so verliert auch für den russischen Arbeiter die Fiktion, das Sowjetreich zu beherrschen, an Reiz, wenn er persönlich dauernd schlechter lebt als die angeblich unterdrückten und ausgebeuteten Arbeitskollegen in den kapitalistischen Ländern.

Damit soll jedoch die ungeheuere Bedeutung nicht verkannt werden, die in der bloßen Existenz der Sowjetunion liegt. Das sozialistische Experiment mußte einmal gemacht werden. Daß es gelang und daß es nicht besser gelang, ist beides von gleich eminenter Bedeutung für die kontinuierliche Entwicklung der gegenwärtigen Wirtschafts- und Herrschaftsformen. Das Bestehen eines sozialistischen Staates ist eine ständige Mahnung für alle kapitalistischen Parteien, das Stimmungsbarometer des Proletariats unablässig im Auge zu

behalten und seinen Lebensstandard nicht unter eine gewisse Höhe sinken zu lassen. Andererseits ermuntern die Zustände in Sowjetrußland und die Lebenshaltung des russischen Arbeiters das westeuropäische Proletariat nicht gerade zu einer kommunistischen Revolution.

Nach der ungeheueren Erschütterung Europas durch den Weltkrieg und bei dem kritischen Zustand, in dem es sich heute befindet, liegt es im Interesse eines jeden Abendländers, einerlei ob er Sozialist oder Bourgeois ist, zunächst einmal die Kontinuität westlicher Zivilisation nicht wieder abreißen zu lassen.

Dieses aber kann ohne tragende neue Idee kaum gelingen. Das Absinken Amerikas als Welt- wie als Wirtschaftsmacht ging Hand in Hand mit dem Verblassen der Idee, die die Vereinigten Staaten geschaffen und großgemacht hatte. Auf der andern Seite änderte sich die politische und wirtschaftliche Stellung Italiens und vor allem Deutschlands von Grund aus, ohne Einwirkung irgendwelcher realer Faktoren lediglich durch die Stoßkraft einer dem Volke von einer überragenden Führerpersönlichkeit eingegebenen neuen Idee.

Ebenso wichtig wie die nationale ist jedoch eine gesamteuropäische, eine abendländische Hypothese, die endlich dem vagen Schemen des „Europäers“ eine festumrissene Gestalt gibt und Europa die einigende Idee, das gemeinsame Band. Denn vergessen wir nicht: Europa muß sich rechtzeitig auf die politisch-wirtschaftliche Neuorientierung Asiens und Afrikas als Folge ihrer Technisierung einstellen.

Außer der politisch-wirtschaftlichen Umstellung handelt es sich jedoch noch um ein Zweites und vielleicht Bedeutsameres. Die Technisierung veranlaßt auch eine Reaktion der magischen Seele. Sie kann zum Verlust der magischen Einstellung und der magischen Kräfte der farbigen Menschen führen, und wir erhalten dann den „Nigger“, das Zerrbild des Weißen, das an die Stelle des „Wilden“ tritt, eines zwar andersartigen, aber an sich vollwertigen und geschlossenen

Menschen. Die magische Reaktion kann jedoch auch zu einer Ablehnung der Technik führen. Diese Entwicklung ist möglich bei den asiatischen Völkern, die erst im Anfange der technischen Entwicklung stehen oder überhaupt erst davor. Sie sind heute und noch auf absehbare Zeit in der Lage, sich auf ihre rein geistigen und seelischen Kräfte zu besinnen, die ihnen eine Welthypothese auch außer der Technik und außer der westeuropäischen Zivilisation ermöglichen. China kann heute noch — und kann es bei seiner ungeheueren Größe, bei der Tiefe seiner Seele und dem Konservatismus seiner Menschen vielleicht noch in hundert Jahren — die abendländische Technik als gewogen und zu leicht befunden erklären und sich zu der seelischen Einstellung zurückfinden, die ihm für Jahrtausende maßgebend war.

Es ist auch möglich, daß der Ostasiate die Technik seinem Weltbild einverleibt, ohne es in seinem magischen Gehalt zu erschüttern, daß er sie gleichsam magisch konsumiert und so dem Abendländer doppelt gerüstet gegenübertritt.

In jedem Falle also und ganz unabhängig davon, welche Konsequenzen der Technisierungsprozeß in Asien und Afrika auslösen wird, fällt Europa mit doppelter Verantwortung die Aufgabe zu, eine Welthypothese von magischer Kraft zu schaffen, die die Gesamtheit der Erscheinungen von heute umfaßt.

## Die technisch-rhythmische Bedingtheit des Menschen von heute

He ich auf die Welthypothese von magischer Kraft näher eingehe, möchte ich versuchen, das Wesen des heutigen Menschen in seiner technischen Bedingtheit zu umreißen. Wir sind uns des Wesens dieses technischen Menschen, der durch die Maschine gleichzeitig befreit und versklavt wurde, um so weniger bewußt, als wir noch immer unter der Hypothese des selbständig schaffenden Menschen des abgelaufenen Weltbildes stehen. Idealbild dieses selbständig schaffenden Menschen, der „in seinem Herzen spürt, was er erschafft mit seiner Hand“, scheint uns der mittelalterliche Handwerker, der ein Ding, eine Sache, ein Produkt noch ganz und ausschließlich aus dem rohen Material erstehen ließ und dadurch nicht nur wechselnde Arbeit, sondern auch das Glück des Schöpfungsprozesses genoß, ganz abgesehen davon, daß ihm die soziale Ordnung den Aufstieg vom Lehrling über den Gesellen zum Meister und damit zum selbständigen Produzenten sicherte. Gemessen an diesem Idealbild erscheint der heutige Fabrikarbeiter als ein armseliger Arbeitssklave, der womöglich von früh bis spät nur die gleiche genau berechnete Folge von Handgriffen zu tun hat.

Aus diesem Gesichtswinkel sieht die Masse der Menschen, die noch im alten Weltbild befangen sind, den modernen Produktionsprozeß und die Technik an, deren Vorteile und

Annehmlichkeit sie zwar gerne genießen, der sie jedoch sonst eine möglichst untergeordnete Stellung zuweisen möchten und von deren Weltbild und Weltordnung bestimmenden Kräften sie keinen Begriff haben.

In ein anderes Koordinatensystem gestellt, sieht sich das Bild anders an. Zunächst mag man seine Zweifel an diesem erfüllten und befriedigten Dasein des selbständigen Handwerkers haben. Man braucht dazu seine Phantasie nicht in unkontrollierbare vergangene Zeiten zurückschweifen zu lassen. Wir haben dieses selbständige Handwerk ja heute noch im Orient und können seine Wirkung am lebendigen Objekt studieren.

Wenn man in den Basaren von Kairo, Täbris oder Buchara gesehen hat, unter welchen Bedingungen diese selbständigen Produzenten arbeiten, so erscheint einem das Los des modernen Fabrikarbeiters nicht mehr so beklagenswert. Das Entscheidende ist jedoch nicht die effektive Belastung durch Arbeit, sondern die seelische Einstellung dazu. Da ist es durchaus fraglich, ob der bereits so weitgehend technisierte amerikanische Mensch von heute überhaupt noch diesen selbständigen Produktionsprozeß will, bei dem er ein Produkt von Anfang bis zu Ende herstellt, oder ob ihm die Beschränkung auf ein Detail der Arbeit nicht sympathischer ist.

Der europäisch-amerikanische Mensch könnte ja diese Selbständigkeit im Produktionsprozeß heute noch haben, wenn auch nicht als Handwerker, so doch als Landwirt. Daß für sie nur geringe Neigung vorhanden ist, dafür spricht die allgemeine Landflucht, die durchaus keine europäische Erscheinung ist, sondern die man bei den Weißen aller Kontinente beobachten kann. Ich spreche hier nicht von der Lohnarbeit in der Landwirtschaft. Daß diese auf den landflüchtigen Menschen von heute nur einen geringen Reiz ausübt, ist verständlich. Aber der Abendländer von heute will ja auch nicht mehr als selbständiger Landwirt auf die eigene Scholle hinaus. Im Verlauf von ein bis zwei Generationen ist da ein erstaunlicher Wandel in der geistigen Einstellung

des Abendländers eingetreten. Um die Mitte und noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stellten die europäischen Staaten die Pioniere, die in der amerikanischen Prärie, auf dem afrikanischen Veldt und auf einsamen Südseeinseln der weißen Rasse neues Land gewannen. Heute wollen nur noch wenige weiße Menschen Pioniere sein.

Ein solcher Pionier im südamerikanischen Chaco, in rhodesischer Steppe oder im australischen Busch ist zwar ein „selbständiger Produzent“ und nebenbei einer der ganz wenigen noch wirklich freien Menschen, dem praktisch keine Behörde oder sonst jemand dreinzureden hat. Aber er erkaufte diese Freiheit mit dem Verlust fast alles dessen, woran ihn die europäische Zivilisation gewöhnt hat.

Sie ist es, die im Verlauf der letzten Jahrzehnte den Mittel- und Westeuropäer wie den Nordamerikaner in einer geradezu beispiellosen Weise verweichlicht und weite Schichten an einen Luxus der Lebenshaltung gewöhnt hat, der, an früheren Zeiten oder auch dem Lebensstandard anderer Völker gemessen, märchenhaft erscheint. Daraus ergibt sich, daß das Problem der Übervölkerung Europas oder überhaupt der Länder der weißen Rasse nicht so sehr deshalb unlösbar ist, weil es keinen freien Raum mehr gibt, sondern weil eben der Mittel- und Westeuropäer keine Lust mehr hat, in freien Raum zu ziehen und mit der Freiheit gleichzeitig Not und Entbehrung auf sich zu nehmen. England wäre in der glücklichen Lage, in seinen Dominions und Kolonien alle Arbeitslosen unterzubringen, aber es bringt sie nicht unter, eben weil englische Industrie- und Bergarbeiter nicht mehr fähig sind, sich auf die Primitivität eines Wildwestsiedlers umzustellen. Ich habe es in Südamerika immer wieder erlebt, daß die Mehrzahl der mitteleuropäischen Auswanderer daran scheiterte, daß sie nicht in der Lage war, die unendlich harte Arbeit und die Entbehrungen der ersten Jahre auf sich zu nehmen, die allein ihr den Weg zum selbständigen Farmbesitz öffneten. Daß diese Unfähigkeit keine Charakterveran-

lagung ist, sondern lediglich aus der zivilisatorischen Verweichlichung der letzten Jahrzehnte resultiert, wird aus zwei Punkten klar erkennbar. Vor ein und zwei Menschenaltern besiedelten diese gleichen West-, Mittel- und Nordeuropäer den Wilden Westen Amerikas unter unvergleichlich härteren Bedingungen, als heute einem Siedler in irgendeinem Teile der noch unerschlossenen Welt zugemutet werden. Man muß nur einmal die Phantasie aufbringen, sich klarzumachen, was diese „Westzüge“ bedeuteten, wo Gruppen von Männern mit ihren Frauen und Kindern auf Planwagen hinaus in den unbekanntem Westen zogen, Hunderte von Kilometern weit und Hunderte von Tagen lang. Welche Ansprüche an die Seelenstärke von Mann, Frau und Kindern das bedeutete, sich inmitten einer feindlichen, grausamen Bevölkerung, mit deren Überfall man jeden Tag und jede Stunde rechnen mußte, eine neue Existenz zu gründen!

Heute brauchen Siedler keine räuberischen und grausamen Eingeborenen mehr zu fürchten oder höchstens in ganz vereinzelt Landstrecken. Durch die moderne Hygiene und Medizin sind dem Klima seine Gefahren zum großen Teil genommen. Trotzdem kann man es immer wieder in jedem Einwanderungsland, in Argentinien wie in Brasilien, in Südafrika wie in Australien, beobachten, daß die Einwanderer versuchen, in den Hafenstädten hängenzubleiben, und dort lieber schlechtbezahlte Lohnarbeit annehmen als aufs Land als Pionier hinauszugehen.

Die Überseeländer, denen mit der Vermehrung ihrer städtischen Bevölkerung nicht gedient ist, greifen vielfach zu den eigentümlichsten Mitteln, die Einwanderer aufs Land abzuschieben. So wird in Australien kein Einwanderer in eine Gewerkschaft aufgenommen, und da er ohne Mitgliedsbuch keine Arbeit findet, bleibt ihm nichts anderes übrig, als aufs Land hinauszugehen. Typisch ist, daß diese so aufs Land gedrängten Einwanderer spätestens in der dritten Generation in die Stadt zurückziehen.



Die einzigen europäischen Nationen, die noch willig Landarbeit auf sich nehmen und auch in Übersee ohne weiteres als Siedler in Steppe und Urwald hinausgehen, sind Spanier, Italiener und Polen, also Völker, die von der Technisierung noch nicht so ergriffen sind wie die mittel- und westeuropäischen Nationen. Diese Verstädterung zeigt klar, in welchem Maße der weiße Mensch sich bereits an eine ganze Reihe von Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten gewöhnt hat, die ihm die technische Entwicklung der letzten Jahre und Jahrzehnte brachte. Diese Annehmlichkeiten sind uns so selbstverständlich geworden, daß wir uns ihrer gar nicht bewußt werden. Dazu muß man sich erinnern, daß nicht nur die Glühbirne, sondern auch die Gasflamme und die Petroleumlampe einer noch gar nicht weit entschwundenen Zeit ein unerreichbares Ideal dünkten, und daß noch ein Goethe äußern konnte: „Ich wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als daß die Lichter ohne Schnäuzen brennten.“

Es ist jedoch möglich, daß diese Ablehnung des Landes durch den modernen Menschen noch eine zweite Wurzel hat. Ja, es spricht sogar viel dafür, daß die Entbehrung der technischen Annehmlichkeiten nicht der einzige Grund sein kann; denn teilweise kommt die Technik doch bereits mit allen Einrichtungen aufs Land hinaus. Man nehme einen kalifornischen Farmer, der nicht nur ausschließlich mit den modernsten Maschinen arbeitet, sondern dessen Haus und Wirtschaft so technisiert sind, daß er nicht nur elektrisch beleuchtet, sondern auch heizt, kocht, wäscht und jedes maschinelle Hilfsmittel benutzt. Trotzdem haben wir gerade auch im amerikanischen Westen diese Antipathie gegen das Farmleben, spezieller gesprochen gegen die „diversified farm“, gegen den Landwirt in unserem Sinne, der einen geschlossenen wirtschaftlichen Mikrokosmos darstellt. Der amerikanische Farmer ist nicht „Bauer“ in unserem Sinne, sondern ein landwirtschaftlicher Fabrikant, der auf Grund

spekulativer Erwägungen nur ein Produkt baut: nur Weizen, nur Trauben, nur Tomaten.

Dieses „one-crop“-System basiert auf der ganzen spekulativen Einstellung des Amerikaners. Auch als Landmann ist er in erster Linie „businessman“. Er scheut auch die Mühe, die mit einem gemischten Farmbetrieb, insbesondere mit Tierhaltung, verknüpft ist. Wenn er Tiere hält, zieht er nur Tiere, und dann auch wiederum streng spezialisiert Rinder oder Schweine oder Hühner.

Aber vielleicht spielt noch etwas anderes mit, eben die Ablehnung des heutigen Menschen gegen individualistische Wirtschaft. Der „one-crop“-Farmer ist ganz anders mit dem großen Produktionsorganismus, mit der Masse Mensch, mit der Maschine verknüpft als der mit seiner Scholle verwurzelte Bauer. Der Amerikaner hat mit dem Grund und Boden, den er beackert, keinerlei mystische Verbundenheit. Er wird ihn sofort verkaufen, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet. Das läßt sich leicht statistisch durch das starke Fluktuieren des landwirtschaftlichen Besitzes in den Staaten feststellen. Hat der Amerikaner auf einer Farm genügend Geld gemacht, so wird er sie abstoßen, um sich eine größere zu kaufen oder etwas anderes anzufangen.

In dem traditionsgebundenen Europa wird sich diese Entwicklung nicht so rasch durchsetzen, aber kommen wird sie auch hier, wo ihr nicht bewußt entgegen gearbeitet wird. Nicht nur in Europa, auch der farbige Landmann wird in diese Entwicklung hineinbezogen, wenigstens überall dort, wo die Bedürfnisse der abendländischen Wirtschaft ihn veranlassen, die eigene Bedarfsdeckung aufzugeben und sich dafür einem einzigen Stapelprodukt für den Weltmarkt — Baumwolle, Gummi oder Kopa — zuzuwenden.

---

## 17.

### Die Magie der Zahl

Die „Monotonie“ der modernen Arbeit beschränkt sich nicht nur auf den Fabrikarbeiter, sondern ist im weitesten Maße Schicksal des technischen Menschen von heute. Auch die Arbeit der gehobenen Schichten der Gebildeten ist Detail, ist Spezialisierung, auch ihre Aufgabe ist nur die eines winzigen Zahnrades in dem ungeheueren Organismus. Nur ganz wenigen aber ist es vergönnt, diesen zu übersehen und zu leiten.

Diese ganze Nomenklatur von selbständiger und unselbständiger Arbeit gehört einer vergangenen Epoche an, und wir stehen hier noch unter einer Hypothese, die abgelaufen ist. Der Mensch ist ein Wesen von ungeheurer Anpassungsfähigkeit, und der bereits in der volltechnischen Epoche Aufgewachsene empfindet seine Detailarbeit durchaus nicht als so monoton, wie sie ihm noch im Zeichen des früheren Weltbildes erschienen wäre. Wir Menschen von heute schwingen in einem solchen Rhythmus, sind ein derartiges Tempo gewohnt, daß wir der Anregung der sausenden Maschine, des lebendigen, uns umgebenden Maschinenorganismus bedürfen, um uns bei der Arbeit wohlzufühlen. Wir unterstehen und unterliegen durchaus der Magie und dem Rausch der Zahl. Ein einfaches, jedem Autofahrer geläufiges Beispiel: Man kann Stunden und Stunden am Steuer sitzen, restlos unter dem Bann des Tachometers. Landschaft, Weg und Mitfahrer können gleichgültig werden gegenüber dem vibrierenden Zeiger, Sinn und Inhalt einer tagelangen Fahrt können lediglich die erzielte Stunden-

geschwindigkeit sein. Dieses seelische Leben im Kilometerzähler muß einem Nicht-Autofahrer als vollkommene Sinnlosigkeit erscheinen. Genau wie dem Autofahrer eine monotone altbekannte Strecke, die keinerlei Reiz mehr für ihn hat, durch Tempo, Rhythmus und Magie der Zahl zu einem spannenden Erlebnis wird, das seine Seele erfüllt, so kann der gleiche Rausch überall in der modernen Arbeit ausgelöst werden. Es gibt ganze Berufsklassen, die ausschließlich unter dieser Magie stehen. Für den Schiffsingenieur beispielsweise bedeutet die gelaufene Seemeilenzahl Inhalt seiner Arbeit und seines Ehrgeizes, und es ist nur eine Frage seiner Suggestionskraft beziehungsweise einer wirksam gewordenen Hypothese, daß auch der letzte seiner Heizer den Rausch dieser Zahl empfindet, indem er sich mit dem Organismus der Maschine identifiziert, von dem er ein winziger Teil ist.

Das laufende Band, das dem Europäer des alten Weltbildes als das Symbol der grauenhaftesten Monotonie erscheint und das Anschmieden des versklavten Fabrikarbeiters bedeutet, kann für den im modernen Rhythmus Lebenden das gerade Gegenteil umschließen. Man hat bei Arbeitern der Fordwerke die erstaunliche und scheinbar aller Vernunft ins Gesicht schlagende Beobachtung gemacht, daß sie lieber am laufenden Band ihre monotone Arbeit, sagen wir zwei- oder dreitausendmal in einer Schicht die gleichen Handgriffe machen, als irgendeine selbständige in sich abgeschlossene Arbeit, die es ja auch in den Fordwerken noch ab und zu gibt. Allerdings ist dort auch, wie kaum in einem andern Betrieb, der Rhythmus der modernen Arbeit ausgeprägt, zum Rekord, zum Ziel erhoben, indem beispielsweise die jeweils in einer Schicht erreichte Produktion an allen Arbeitsstätten bekanntgegeben und die Arbeiter nicht nur finanziell, sondern auch ideell am Rekord, am Tempo, am Rhythmus interessiert sind.

Diese Verknüpfung des Abendländers mit dem Rhythmus zeigt sich auch in der Entwicklung der modernen Musik. Der Mensch von heute reagiert auf Geräusche anders als die

vorigen Generationen. Er ist nicht nur lärmabgestumpft, sondern sogar lärmbedürftig, lärmhungrig. Für ihn ist Lärm nicht nur Geräusch, sondern auch Musik. Er hört den Rhythmus der Maschine, an die seine Seele gekettet ist, aus dem Lärm der Großstadt, der Maschinenhalle, des Generators. Wäre es sonst erklärlich, daß die moderne Musik das Maschinengeräusch in sich aufnimmt? Oder was soll man zu den Rundfunkexperimenten sagen, „Geräusche der Arbeit“ ihren Hörern zu vermitteln? Stünde der moderne Mensch der Maschine und der Fabrikarbeit so ablehnend gegenüber, wie manche glauben, er würde es sich energisch verbitten, daß ihn das Dröhnen und Stampfen seiner „Maschinen-Tyrannen“ noch in seine Freizeit verfolgt.

Nein, das laufende Band ist keine Sklavenkette, die den Arbeiter an die verfluchte Maschine fesselt, im Gegenteil, sie ist eher die Nabelschnur, die ihn mit dem Maschinenorganismus verbindet, der für ihn Lebenselement ist. Daß der Arbeiter dies im allgemeinen nicht oder nur sehr unklar empfindet, tut nichts zur Sache. Arbeit wird stets nur sehr bedingt als Freude empfunden. Es fragt sich nur, ob sich der Arbeiter unter andern Umständen und unter den früheren Arbeitsbedingungen wohler fühlen würde. Das Experiment läßt sich leicht machen. Man nehme einen Arbeiter aus, sagen wir, einer modernen Schuhfabrik, wo er vielleicht den ganzen Tag nur Schäfte abzusteppen hat, und setze ihn in eine kleine Schusterwerkstatt, wo er selbständig produzieren kann, aber von dem Rhythmus des Maschinensaals getrennt ist. Ich glaube, er wird sich alsbald nach seiner früheren Tätigkeit zurücksehnen.

Der moderne Mensch braucht diese Verbundenheit mit der rhythmischen Masse ja auch bei seinen Vergnügungen. Wie erholt sich denn der abendländische Mensch von seiner Arbeit? Er bleibt in der Masse: beim Sport, bei jeglichem Vergnügen, beim Ausflug in die Natur.

Als Reaktionserscheinung mag sich bei einzelnen Abend-

ländern die Ablehnung des modernen Tempos zeigen, ihnen mag die Ruhe der indischen Seele als Ideal vorschweben. Aber der Durchschnittseuropäer oder Amerikaner zeigt nicht nur in seiner Arbeit, seiner Erholung, seinem Spiel, sondern auch in seinen religiösen Bedürfnissen, daß er eine dynamische und keine statische Seele hat. Er ist kein in sich geschlossener Mikrokosmos, sondern Teil eines Organismus, einer „Maschine“, einer rhythmischen Bewegung, darin findet er seine Beglückung. Ist es etwa Zufall, daß die Naturwissenschaft unserer Tage alles auf Wellen basiert, auf der Dynamik der Atome, auf Rotation, auf Bewegung?

Das Verknüpftsein des modernen Menschen mit dem Rhythmus führt ihn zur Technik wie zum Sport. Nur offene Augen gehören dazu, um zu erkennen, wie diese beiden Faktoren fast ausschließlich die Seele des heutigen Menschen füllen. Aus ihnen muß die neue Welthypothese gestaltet werden.

Was Ford in seinen Betrieben erreicht, läßt sich wahrscheinlich in noch besserem und erweitertem Maße in allen Produktionszweigen durchführen, wenn erst die Hypothese von dem neuen Rhythmus der Arbeit und der Verbundenheit auch des untersten Gliedes mit dem Gesamtorganismus wirksam geworden ist. Es ist das große Verdienst der modernen amerikanischen Betriebswissenschaft, die Augen der Techniker auf diesen vitalen Punkt gelenkt zu haben. So ist der Amerikaner mit seiner dem Europäer zunächst lächerlich erscheinenden Vorliebe für Zahlen, seinem Zahlenrausch, die Inkarnation des heutigen Menschen, der auch bei uns heranwächst.

Daß dem so ist, können wir täglich an den Kindern beobachten. Ihr Interesse konzentriert sich in der Hauptsache auf Maschinen und Zahlen. Das „Hottopferd“, das für uns als Jungen noch das Ideal bedeutete, spielt für die heutige Jugend keine Rolle mehr. Dagegen kennen die Drei- bis Fünfjährigen bereits alle Automarken und verstehen vom Radio mitunter mehr als ihre Väter.

Was die heutige Jugend interessiert, sind Technik und Sport. Beide sind, wie ich schon andeutete, eng verwandt; denn auch der Sport ist in seinen Grundzügen Magie der Zahl, Rausch des Tempos und des Rhythmus. Gegenüber dem Rekord, das heißt also der Zahl, bleibt die körperliche Leistung oder die harmonische Körperdurchbildung im Hintergrund. Diese Erscheinungen werden durch die sich mehrenden Klagen über die Entartung des Sports ebensowenig aus der Welt geschafft wie die fortschreitende Technisierung durch die Klagen über die Entgeistigung, Verflachung und Materialisierung der Welt.

Für den Menschen der alten Generation stand die Technik neben dem „Geist“. Die alten Fakultäten scheuten sich, der technischen „Wissenschaft“ neben sich auf der Alma mater einen Platz zu gewähren. Für den Gelehrten war der Ingenieur Handwerker, und er sah durchaus mit Mißvergnügen die Erhebung der technischen Schulen zu Hochschulen, denen er im Grunde seines Herzens niemals Gleichberechtigung zuerkennen konnte. Ein bedeutendes Bauwerk, eine Brücke, ein Staudamm trugen an prominenter Stelle den Namen des Herrschers, des Regierungspräsidenten oder des Bürgermeisters, unter dem sie entstanden, und darunter, ganz klein, den Namen ihres eigentlichen Schöpfers. Eine Kraftzentrale, ein Dynamo oder Motor hätte niemals auf der gleichen Ebene mit einer Symphonie oder einem Drama genannt werden können.

Und heute? Heute scheint es nur noch Technik und Sport zu geben, während Kunst, Religion und Wissenschaft daneben bedeutungslose Nebensächlichkeiten darstellen.

Man zweifelt daran? Man vergegenwärtige sich, welchen Massenenthusiasmus ein Lindbergh- oder Zeppelinflug auslöste, die ersten Fahrten des Raketenaeros, der Tonfilm, die Ankündigung des Fernsehens oder auch nur ein Sechstagerennen, ein Boxmatch. Man nenne mir irgendeine literarische oder künstlerische Schöpfung, die auch nur annähernd den gleichen Widerhall in den Massen gefunden hat!

Theater und Literatur, Kunst und Musik sind „Circenses“ geworden, und das Volk — dieser Begriff geht sehr weit, bis hinauf zu den gebildeten und besitzenden Schichten — ist zufrieden, wenn es daneben noch „Panem“ hat.

Die wichtigsten „Circenses“ sind allerdings der Sport. In unserm Zeitalter des Sports wird sein Loblied bedingungslos gesungen, und alle Schichten verschreiben sich ihm kritiklos. So muß auf seine Bedeutung als „Circenses“ im politischen und sozialen Sinne hingewiesen werden.

Ohne leugnen zu wollen, welche Summe an Gesundheit und Lebensfreude auf das Konto des Sports zu setzen ist, muß man sich bewußt werden, daß der Sport, besonders wenn er sich immer mehr zum öffentlichen Wettkampf herauskristallisiert, neben Radio und Kino eine geschickte Erfindung ist, die Masse von politischen Fragen abzulenken und die unkontrollierte politische Macht einer herrschenden Minderheit zu sichern. Das gilt in erster Linie von den sogenannten großen westlichen Demokratien, in denen angeblich das souveräne Volk regiert. Die soziale Situation in weiten Teilen des heutigen Europa und Amerika ist durchaus analog der des römischen Weltreichs der kaiserlichen Zeit, das Volk ist mit jeder Regierung zufrieden, wenn es nur „Panem et circenses“ in ausreichendem Maße hat. Dann überläßt man das Regieren gern denen, die es als Beruf und Geschäft betreiben wie irgendein anderes Geschäft auch.

Diese an sich bequem scheinende Ordnung der Dinge birgt jedoch eine Gefahr. Brot und Spiele befriedigen die Menschheit nur bedingt und nur geraume Zeit. Eine Technik, die reine Technik bleibt, das heißt materialistische Erscheinung, ohne zu Geist und Magie sublimiert zu werden, wird die allzu hungrig gewordene abendländische Menschheit nach wirklicher Nahrung verlangen lassen, und damit ist die technische Zivilisation zum Absterben verurteilt, mag sie noch so hochentwickelt sein. Dieses Absterben wird naturgemäß zunächst in der am längsten und am intensivsten technisierten abendlän-



dischen Seele vor sich gehen, und damit besteht die Möglichkeit, daß das Schicksal des Abendlandes an die Farbigen ausgeliefert wird.

Man wird den Einwand machen, daß die Technik ja immer wieder abgeschafft werden kann, und daß das Abendland sich in eine „wahre Kultur“ und in den „Geist“ zurückzueretten vermag. Allein ich glaube, daß diese Möglichkeit für den Abendländer nicht mehr besteht. Er ist bereits zu weit im Strome drin, er muß mit ihm schwimmen oder untergehen. Für ihn gibt es keinen Geist, keine Seele, keinen Gott mehr, außer der „Maschine“. Nach dem Gesagten brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen, daß ich unter „Maschine“ nicht den einzelnen Dynamo oder Motor verstehe, sondern den Geist, das Wesen der naturwissenschaftlich-technischen Einstellung und des durch sie bedingten seelischen Erlebnisses.

## Der Mythos der Maschine

Aus dieser Erkenntnis ergibt sich für mich zweierlei: entweder das abgestandene alte Weltbild bleibt und neben ihm die Technik; damit geht der Verflachungsprozeß weiter. Oder die Technik wird vergeistigt, beseelt, vergöttlicht, die Maschine wird zum Mythos.

Diese Wandlung kann natürlich nur durch eine Umstellung jener Kreise erfolgen, aus deren Unterbewußtsein die Aufstellung der neuen Welthypothese erfolgt. Diese Umstellung ist nicht ganz leicht, vor allem, weil sie natürlich von einer Umschichtung untrennbar ist. Der Führer der naturwissenschaftlich-technischen Zeit ist der Ingenieur, der Mathematiker, der Physiker, der Chemiker.

Nun ergibt sich allerdings die merkwürdige Erscheinung, daß diese Umschichtung schon aus dem Grunde nicht so ohne weiteres möglich ist, daß der Ingenieur von heute gar nicht befähigt ist, die Funktionen zu übernehmen, die die Entwicklung ihm zuweist. Die Gründe liegen einmal in seiner durchaus unangebrachten Bescheidenheit und ferner darin, daß in seinem Fach die Spezialisierung und einseitige Ausbildung schon früher eingesetzt hat als in den sogenannten geistigen Berufen, die aus den alten Fakultäten der Universität hervorgehen.

Der Ingenieur entwickelte sich aus dem Schlosser, und für einen großen Teil der Gebildeten blieb er der „Schlosser“, haftet ihm zum mindesten noch etwas davon an. Das Be-

dauerliche dabei ist, daß in seinem eigenen Bewußtsein etwas haftenblieb, das ihn hinderte, einmal die ihm gebührende Führerrolle zu ergreifen, und zum andern den Geist und die Seele der Technik zu entwickeln oder überhaupt nur zu bereifen.

Nachdem Technik keine Technik mehr war, nicht mehr Handfertigkeit und technisches Geschick, sondern Wissenschaft, reiner Geist, und man sich entschließen mußte, die technischen Hochschulen als gleichberechtigte Lehrstätten neben die Universitäten zu stellen, da haben die technischen Hochschulen oder jedenfalls die meisten von ihnen den eigentlichen Sinn ihrer Aufgabe nicht erkannt, nämlich die schöpferische Gestaltung des technischen Geistes der Zeit als Weltanschauung. Sie zogen ausgezeichnete Spezialisten heran, sie entwickelten die einzelnen technischen Fächer zu ungewöhnlicher Höhe, aber sie versagten vollkommen in der Durchgeistigung und Beseelung dieser Erkenntnisse.

In den technischen Hochschulen wurde und wird unerhört gearbeitet. An den Studierenden werden wohl zum Teil sogar höhere geistige Anforderungen gestellt als an der Universität, aber dieses scharfe geistige Training führt dazu, die Welt zu verschließen anstatt sie zu öffnen. Vom ersten Semester an und in jedem einzelnen Fach — jedenfalls war dies zu Zeiten meines Studiums so — ist der ganze Unterricht rein auf das Praktische abgestellt, werden von vornherein Spezialisten ausgebildet. Man hat nur das eine Ziel im Auge, daß der eine später Dynamomaschinen, der andere Motoren konstruieren soll, der Brücken berechnen und jener einen Hochofenbetrieb leiten. Die geistige Welt zu erkennen, die hinter diesen Formeln und Zahlen steckt, bleibt dem Studierenden völlig selbst überlassen. Daß sie diese in der Regel nicht finden, daß ihnen nicht einmal eine Ahnung ihres Vorhandenseins aufdämmert, kann man ihnen nicht übelnehmen. Sie sind so mit täglicher Fronarbeit am Zeichenbrett und im Laboratorium überlastet, mit der Aneignung des reinen Schul-

wissens, das in ungeheurer, übergroßer Menge in sie hineingetrichtert wird, und das sie sich um des Examens willen aneignen müssen, daß ihnen gar keine Muße zu schöpferischer Konzeption der Probleme bleibt, um die es sich eigentlich handelt. Das kann man ihnen um so weniger verdenken, als wohl auch die meisten Lehrer von all diesen Dingen des Geistes kaum je einen Hauch verspürten.

Gleich nach Beendigung seines Studiums aber muß der Ingenieur in der Regel sehr zwingender ökonomischer Gründe wegen sofort an die Brotarbeit, in die Berufsfron und hat dort in Überlastung und Einseitigkeit noch weniger die Möglichkeit, sich zu dem geistigen Führer der Zeit heranzubilden, zu dem er von Rechts wegen berufen wäre.

Nicht ganz so schlimm wie mit den rein technischen Wissenschaften steht es mit den Naturwissenschaften, aber auch hier steht die allzu große Spezialisierung der Prägung und Propagierung der technisch-naturwissenschaftlichen Welthypothese als der unserer Zeit gemäßen im Wege.

Nochmals: Die Welt ist so, wie der Mensch sie haben will. Die Dinge sind nicht an sich absolut, sondern wie der Mensch sie empfindet. So können Maschinen gleichgültige, uninteressante Erscheinungen sein oder unheimliche Dämonen und Geister, aber man kann auch in der von leisem, tiefem Surren erfüllten Generatorenhalle eines großen Kraftwerks den Flügelschlag eines ewigen Gottes ebenso weihevoll verspüren wie in einem gotischen Dome.

Ob die magische Verklärung der Maschine, ihre Wandlung zum Mythos auf religiösem Wege erfolgt, also im Sinne und durch Vermittlung einer der geoffenbarten Religionen oder sonst geistig-seelisch, ist in der Theorie belanglos, in der praktischen Auswirkung aber nicht. Hier wird es von großer Bedeutung für die ganze Entwicklung sein, welche Stellung die Kirchen einnehmen werden. An sich läßt sich das Verhältnis des Menschen zur Natur von dem zu Gott nur bedingt trennen. Beide sind so stark voneinander abhängig, daß man

sie miteinander identifizieren kann. Aber da wir den allzu umfangreichen Stoff irgendwie gliedern müssen, soll uns hier zunächst nur das Verhältnis des Menschen zur Natur als der Manifestation Gottes beschäftigen.

Es handelt sich zunächst für uns also nur um die Stellung des Menschen zur Natur und die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Wenn man die in Raum und Zeit wechselnde Stellung des Menschen zur Natur betrachtet, fällt es einem ebenso schwer, an absolute Naturgesetze zu glauben wie an eine absolute Moral. Ohne Zweifel haben die „Naturgesetze“ für die abgelaufene Epoche ihre entscheidende Bedeutung gehabt; sie waren eine wertvolle Hypothese, um einer andernfalls übergroßen, auseinanderfließenden Fülle der Erscheinungen ein festes Gerüst und Gerippe zu geben, um das man die Gesamtheit der Lebenserscheinungen gruppieren konnte.

Wer die grundlegenden Wandlungen der physikalischen und chemischen Theorien in den letzten beiden Jahrzehnten als aufmerksamer Laie verfolgt hat, dem erscheint der Gedanke nicht so absurd, für die ganze Stellung des Menschen zur Natur eine neue Hypothese aufzustellen. Auch der heutige, nach wissenschaftlicher Erkenntnis strebende Mensch des Abendlandes steht vielleicht noch unter dem doppelten Banne der Furcht des Naturmenschen und der Demut des Christen. Für den primitiven Menschen war und ist die Natur ein Komplex von dämonischen Gewalten, die man beschwichtigen, durch Magie sogar lenken und beherrschen kann, denen gegenüber aber das primäre Gefühl Furcht und Schrecken ist. Daß dieses Gefühl auch im abendländischen Menschen noch nicht ganz erloschen ist, dafür kann man nicht nur in den unteren Volksschichten, sondern auch im Kreise der sogenannten Gebildeten und Aufgeklärten bei jeder Naturkatastrophe Beweise erleben.

Dazu kommt die fast zweitausendjährige Erziehung durch das Christentum, die im Herzen des Menschen das Gefühl der

Demut, ja der Nichtswürdigkeit und Unwürdigkeit vor der Allmacht Gottes gezüchtet hat. Es ist eigentlich erstaunlich, daß gegenüber diesen beiden unbewußten seelischen Komponenten die moderne Naturwissenschaft solche Freiheit der Erkenntnis gewann. Gleichzeitig aber ergab sich eine seelische „Mikro-Einstellung“, die der Furcht des Naturmenschen und der Demut des Christen an die Seite gestellt werden kann. Aus ihr folgte eine Weltbetrachtung, die man nicht einmal mehr heliozentrisch nennen kann, da ja auch unsere Sonne und ihr ganzes System in der heutigen astronomischen Hypothese längst aus dem Mittelpunkt der Welt gerückt sind und bestenfalls als primus inter pares den Mittelpunkt einer der ungezählten Sonnensysteme bilden. Für uns Abendländer ist diese Betrachtungsweise nicht ganz unbedenklich. Wir Völker des Westens haben ja kein unmittelbares Vorstellungsgefühl und Begreifen für die Ewigkeit. Wir sind Menschen des begrenzten Raums und der begrenzten Zeit, Menschen der Uhr und des Maßstabs. Wir können uns Ewigkeit und Unendlichkeit nur dadurch vorstellen, daß wir an eine Zeitspanne eine zweite reihen und noch eine und noch eine, und jenseits einer Grenze noch unendlich viele Grenzpfähle stecken, während es Völker des Ostens, überhaupt sogenannte „Primitive“ gibt, für die Unendlichkeit und Ewigkeit nicht Begriffe sind, die sie verstandesmäßig zu erklären versuchen, sondern die sie erfühlen, die in ihnen als eine natürliche Vorstellung Wirklichkeit sind. So fühlen sich diese Menschen ganz anders als gleichberechtigte Teile der Ewigkeit und Unendlichkeit als der abendländische Mensch, der diesen beiden Begriffen gegenüber nur allzu leicht das Gefühl der eigenen Winzigkeit und des eigenen Unwertes bekommt, weil er über der rein verstandesmäßigen und technischen Zergliederung und Beurteilung des Kosmos das magische Gefühl dafür verloren hat, daß er selbst der Kosmos ist und dieser in seiner Seele genau so grenzenlos und unendlich lebt wie im gesamten Universum.

Erst wenn der abendländische Mensch dieses Gefühl wiedergewonnen hat und es auf die Technik anwendet, wird man mit Berechtigung von einem „Technischen Zeitalter“ sprechen können. Automobile, Flugzeuge und Generatoren machen an sich noch kein Zeitalter der Technik aus. Man wird erst dann wahrhaft von einem solchen reden können, wenn Technik Geist geworden ist, wenn Technik — im weitesten Sinne gefaßt, einschließlich der biologischen — unstrittig der allgemeinverständliche Unterbau geworden ist, aus dem heraus sich unsere Vorstellung vom allumfassenden göttlichen Kosmos formt.

Die geistige Umstellung, die sich vielleicht schon mit dem Herangereiftsein der jetzt Drei- bis Sechsjährigen vollendet, wird aus der bisherigen Naturerkenntnis und technischen Entwicklung die Konsequenzen ziehen, wird eine Schwelle überschreiten, die bisher aus einem letzten Endes nicht recht ersichtlichen Grunde als unüberschreitbar galt, und die Grenzpfähle des bisher für möglich Gehaltenen ins Unbegrenzte verrücken.

Ich sage „wird“, aber ich bin mir natürlich bewußt, daß es ebensogut zu einem „wird nicht“ kommen kann, und die Möglichkeit des „wird nicht“ ist gar nicht gering, wenn sich die neue technische Welthypothese nicht rechtzeitig formt.

Sie bedeutet, daß technische Fragen im Denken des heutigen Menschen einen Rang einnehmen wie scholastische in dem des mittelalterlichen, daß die Idee der technischen Welt- und Naturbeherrschung die Stelle in unserer Seele einnimmt, die in der Aufklärungszeit „die Menschheitsfragen“ innehatten.

Eine solche Einstellung der Masse Mensch wird einen ganz andern Boden für Erfindungen und Entdeckungen abgeben. Sie werden nicht nur aus den Anforderungen der Wirtschaft, der „Profitgier“ heraus erfolgen, sondern in planmäßiger Weiterentwicklung auf das eine große Ziel hin, die unbegrenzte Herrschaft des Menschen über die Natur, seine Vergottung,

und zwar nicht im Sinne einer gotteslästerlichen Überhebung, sondern im Gegenteil, in Erfüllung einer göttlichen Aufgabe, nicht anders, als das kalvinistische Ethos die geschäftliche Tüchtigkeit als Erfüllung göttlicher Pflicht hinstellte.

Aus einer solchen Einstellung heraus wird sich auch das Gesicht der ganzen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zeitprobleme ändern. Dies ist der Grund, warum in diesem Buche von der Welthypothese auf diese uns überragend wichtig erscheinenden Fragen verhältnismäßig so wenig eingegangen wird.

Für den technisch eingestellten Menschen steht die Frage, ob die Maschine die Menschheit glücklicher oder unglücklicher macht außer aller Diskussion. Im Grunde ist ihre Beantwortung belanglos. Da die technische Entwicklung und Weiterentwicklung das Unentrinnbare darstellt, das göttlich Bedingte und Gewollte, so kommt es nicht darauf an, ob die Menschen durch sie glücklicher oder unglücklicher werden. Das heißt, der „technische Mensch“ wird natürlich glücklicher; denn für ihn ist ein Leben ohne Auto, ohne Radio, ohne Elektrizität a priori unglücklich. Da es für den seelischen Effekt nur auf die Einstellung ankommt, auf die Hypothese, so werden die Menschen eines wahrhaft technischen Zeitalters auch effektiv glücklicher sein.

Es wird erst auf ganz wenigen Gebieten technisch gedacht, vielleicht überhaupt nur auf dem Gebiet der Raumbezwungung. An diesem einen Gebiet aber läßt sich das Wesen der „technischen Seele“ demonstrieren. Aus einer andern seelischen Einstellung heraus als der des heutigen Abendländers ist es natürlich gänzlich gleichgültig, ob man zwischen zwei Orten mit Bahn, Auto oder Flugzeug eine Stunde mehr oder weniger braucht. Für uns aber ist das ein Problem, so wichtig, wie für den mittelalterlichen Scholastiker die „Beweise“ für das Dasein Gottes. Vor einem neuen interessanten Auto oder Flugzeug verwischen sich die Klassenunterschiede, kommt



die Gemeinsamkeit des Zeitgeistes stärker heraus als in der Kirche oder vor einem Kunstwerk.

Dieser technische Zeitgeist aber läßt sich durch eine entsprechende Hypothese derart steigern, daß vor den Problemen, die er aufrollt, politische und soziale Streitfragen bedeutungslos werden, die heute unser ganzes Denken beherrschen.

Reich und arm, Herr und Knecht, hat es immer gegeben, aber die soziale Frage hat nur in wenigen Epochen eine derartige Rolle gespielt wie in der unsrigen, eben weil unsere Seele auf sie eingestellt ist. Wir können uns nicht vorstellen, daß die soziale Frage jemals eine andere Rolle spielen wird. Aber sie wird es in dem Augenblick, in dem die technische Hypothese wirksam wird.

Eine Vorstellung von ihr bekommen wir, wenn wir das Interesse, das heute die Überwindung des Raumes einnimmt, auf alle technischen Probleme ausdehnen. Allerdings sind viele dieser Fragen noch gar keine „Fragen“, sondern noch unausgedachte Möglichkeiten.

Durch die Entwicklung der Technik steht die Menschheit heute vor einer ganz andern Erdräumverteilung. Der Kreis des bewohnbaren und besonders auch des von den weißen Menschen bewohnbaren Landes kann durch sie fast unabsehbar erweitert werden. Praktisch genommen gibt es heute keinen Himmelsstrich, in dem der weiße Mensch nicht und bei genügendem technischem Aufwand sogar nicht ganz bequem leben könnte.

Durch Bewässerungsanlagen läßt sich die Wüste in fruchtbares Land verwandeln, durch entsprechende Wohnbauten und geeignete Kälte- und Wärmeschutzmittel lassen sich den Polar-gegenden und den Tropen ihre Schrecken nehmen. Durch die Erkenntnis der gefährlichsten Erreger der Tropenkrankheiten, der Anopheles und der Tsetse, hat man Landstriche zu gesunden Gegenden gemacht, die früher nicht nur für den weißen Mann wahre Friedhöfe darstellten, sondern auch

die Tatkraft und Intelligenz der eingeborenen Bevölkerung außerordentlich schwächten, die diesen Krankheiten gleichfalls, wenn auch nicht in demselben Grade wie der Europäer, unterliegt. Die Rolle, die gesundheitliche Fragen, Fiebererkrankungen und Epidemien in der Weltgeschichte gespielt haben, ist verhältnismäßig wenig erforscht. Es ist beispielsweise durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Untergang der alten Kulturen in Ninive und Babylon seinen Grund in einem plötzlichen gefährlichen Auftreten der Malaria hatte. Ebenso könnte sich unter Umständen das ganze Gesicht Afrikas und damit auch das Verhältnis der schwarzen zur weißen Rasse, die infolge Malariaerkrankung bisher durchweg in ihrer Leistungsfähigkeit geschwächt war, von Grund aus ändern.

Dieser eine Hinweis umreißt schon die sich ergebenden Perspektiven. Es würde durchaus ein Verharren in dem Geleise der bisherigen Denkform bedeuten, wenn man nur an die Urbarmachung von Steppen und Wüsten im bisherigen Sinne gehen wollte. Die Aufgaben, die sich für den Menschen von heute ergeben, sind unvergleichlich größer, vor allem prinzipiell anders.

Um nur ein Beispiel zu nennen: die willkürliche Beeinflussung und Veränderung des Klimas nach den Bedürfnissen der Menschen. Den Menschen von gestern erschien es als vermessen, ja schlimmer: als Gotteslästerung, auch nur daran zu denken, das Wetter nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu beeinflussen. Zugegeben, die Meteorologie, zu der ja auch die Vorherbestimmung des Wetters gehört, steckt noch in den allerersten Anfängen, aber das hindert nicht, wenigstens gedanklich die Möglichkeiten der künstlichen Wetterbestimmung und Klimaveränderung zu erwägen. Übrigens hat man ja bereits die ersten Versuche auf diesem Gebiete gemacht, wenn auch vielfach unwissentlich und unbewußt. Durch die riesigen Stauanlagen und Bewässerungssysteme, die im Verlaufe der letzten Jahrzehnte im amerikanischen Südwesten angelegt wurden, ist ohne Zweifel das amerika-

nische Klima bis an die atlantische Küste hin beeinflußt worden.

Nur einen Schritt weiter ist es zur willkürlichen Wetterbestimmung und Klimaveränderung, wenn man die Scheu vor den als unumstößlich verehrten „Naturgesetzen“ verloren hat. Nimmt man sich beispielsweise eine Karte mit den Niederschlagsmengen in Süd- und Zentralafrika vor, so springt einem der Irrsinn ins Auge, der darin liegt, daß weite Strecken in Süd- und Südwestafrika fast regenlos sind, während Ost- und Zentralafrika unter übergroßen Niederschlagsmengen leiden. Ein Ausgleich würde das ganze Gesicht Afrikas verändern und es in ganz anderm Maße für den Menschen bewohnbar und nutzbar machen. In Südafrika ist man bereits über die Scheu hinweg, derartig neue und umstürzende Projekte a limine abzulehnen; man beschäftigt sich sehr ernsthaft mit dem Plane, den Sambesi von seinem bisherigen westöstlichen Lauf abzulenken, nach Süden umzubiegen und in die Kalahari zu leiten. Die Kalahari ist heute wie eine glühende Herdplatte, die alle Feuchtigkeit verdunsten läßt und Bewässerungsanlagen durch diese Minderung der Luftfeuchtigkeit in den angrenzenden Landstrichen illusorisch macht oder zum mindesten stark beeinträchtigt. Würde ein so riesiges Gebiet wie die Kalahari unter Wasser gesetzt, so würde sich damit die Luftfeuchtigkeit und in der Folge auch die Verteilung der Niederschlagsmengen und das Klima entscheidend ändern. Ehe jedoch an die Verwirklichung derartiger oder womöglich noch entscheidenderer und unwälzenderer Projekte gegangen werden kann, müssen sie erst einmal dem Bewußtsein der Menschheit als möglich und naheliegend erscheinen.

Parallel mit dem Problem der Überwindung des Raumes durch die Technik geht die zweite technische Grundfrage der Überwindung der Zeit. Indirekt wird ja auch die Zeit überwunden, indem die für die Überwindung der Entfernung benötigte Spanne immer kleiner wird. Aber der europäische

Mensch ist heute dabei, der Zeit auch direkt zu Leibe zu gehen, denn schließlich ist die ganze Verjüngungsfrage nichts anderes als ein energischer Angriff auf die Zeit. Wenn unserm heutigen Empfinden die Überwindung des Todes als Irrsinn und Vermessenheit erscheint, so haben wir zum mindesten in der Verlängerung des Lebens einen erheblichen Schritt vorwärts gemacht, wie sich aus einem Vergleich der Durchschnittslebensalter verschiedener Epochen unschwer errechnen läßt.

Unser Wille ist sicher grenzenlos, reicht über Leben und Tod hinaus, versetzt Berge, aber nur, wenn er im Einklang mit einem gewissen Etwas ist, das man nicht definieren, nur erfüllen kann.

Fühlt der Mensch diesen Einklang nicht, so befindet er sich immer ein wenig in der Rolle des Zauberlehrlings und ist in Gefahr, mit seinen Eingriffen in die Natur ungeahnte Katastrophen heraufzubeschwören. So paradox es klingen mag, ein rein technisches Zeitalter, wie es jetzt heraufzieht, bedarf dieses Einklanges mit der Natur, oder sagen wir gleich mit der Gottheit, nötiger als ein anderes.

Dieser technische Weg zu Gott mag einen ewigkeits- und gottbewußten Menschen als Umweg, gar als Irrweg erscheinen, sicher ist er nur ein Weg unter vielen. Aber ich glaube, daß er für uns Menschen von heute der gegebene ist. Besser der „technische Weg“ als gar keiner. Ich halte eine rein materialistische Zivilisation auf die Dauer für unmöglich. Sollte sie für eine längere Zeitspanne vom Abendland Besitz ergreifen, so muß man mit einer um so gefährlicheren Reaktion rechnen.

Unsere Zivilisation ist so auf Tempo abgestellt, hängt in ihrer Existenz so davon ab, daß der Atmosphärendruck des auf Hochspannung gebrachten Dampfes nicht nachläßt, daß das Aufkommen einer rein auf das Jenseits gerichteten Religion die katastrophalsten Folgen auslösen könnte.

Die Technik ist ein Kleid geworden, das wir nicht mehr

ablegen können, ein Teil unserer selbst. Wir müssen mit ihr selig werden oder untergehen. Wir mögen uns bewußt werden, daß der magische Weg zu Gott kürzer ist. Es nützt uns nichts. Es dürfte kaum für einen einzelnen Europäer möglich sein, in den Kreis der magischen Lebenseinstellung hinüberzuwechseln, geschweige denn für die Gesamtheit, es sei denn um den Preis einer Katastrophe der abendländischen Zivilisation.

Wenn wir also die Technik nicht lassen können, aber gleichzeitig erkannt haben, daß der Weg zu den letzten Lebensquellen nur über die Magie führt, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß die Zukunft unserer Zivilisation und damit die der weißen Rasse nur dann gewährleistet ist, wenn sie auch auf dem technischen Wege den Anschluß an die magische Kraft nicht verliert, die der eine große Motor ist, der letzten Endes auch unsere Technik speist.

Unsere dynamische Seele braucht einen dynamischen Gott. Mit dem statischen, der in Ewigkeit, Unendlichkeit und Unveränderlichkeit thronet, wissen wir nichts anzufangen. Für uns muß Gott Rhythmus, Bewegung, Welle sein, der eine ungeheurere Rhythmus des Universums.

Um Gott so zu empfinden, dazu bedarf es keiner neuen Religion, sondern nur eines Freiseins von Bigotterie. Steht nicht in der Bibel: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Wie aber könnten wir modernen Menschen Geist anders empfinden denn als Ätherwelle!

Es steht auch geschrieben: „Im Anfang war das Wort.“ „Wort“ ist die unzulängliche Übersetzung für das Primat des Geistes, dafür, daß die Welt der äußeren Erscheinung nur ein Spiegelbild der Seele ist, daß in dieser äußeren Welt nichts entstehen kann, was nicht vorher seelisch bestand, und daß sie in ihrem Dasein und ihrer Dauer restlos abhängig ist von den Funktionen der Seele. Somit ist unsere ungeheurere Technik von heute und die viel gewaltigere von morgen im

gewissen Sinne nichts als ein Kartenhaus, das in dem Moment zusammenbrechen kann, wo die seelische Struktur sich ändert. Noch immer gilt das Wort der Evangelien: „Was nütze es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“

Einer beschädigten Seele nützt auch die höchste Technik nichts. Das Abendland stünde tatsächlich vor dem Untergang, wenn die europäisch-amerikanische Menschheit nicht anfinge, sich bewußt zu werden, daß ihr die künstlichste Transmission nichts nützte, wenn sie das magische Vermögen verlöre, sich mit dem Ewigen zu kuppeln.



---

# INHALT

	Seite
Zu Ende gedachte Gedanken . . . . .	5
Vorwort zur 29. Auflage . . . . .	11
1. Das alte Weltbild und die Hypothese eines neuen . . . . .	13
2. Die Verteilung der materiellen und geistigen Machtsphären der Rassen über die Erde . . . . .	28
3. Amerika und Australien als weiße Kontinente . . . . .	33
4. Die Rassenfragen und Kolonialprobleme Afrikas . . . . .	38
5. Nationale und übernationale Ideen und Entwicklungen in Asien und Rußland . . . . .	46
6. Die Großmächte von gestern und morgen . . . . .	68
7. Der Kern Europas . . . . .	74
8. Die neue Hypothese als Konsequenz der technischen statt der magischen Seeleneinstellung . . . . .	85
9. Die Relativität der Moralität und die Normung der Moral- begriffe . . . . .	93
10. Das Wesen und die Gestaltungsmöglichkeiten der mann- weiblichen Beziehungen . . . . .	104
11. Die Reaktion des farbigen Menschen auf die Technisierung	117
12. Internationales Kapital, internationale Arbeit und das Rassen- problem . . . . .	127
13. Vom Wesen menschlicher Herrschaft . . . . .	133
14. Die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland als wesensver- wandte Herrschaftsformen . . . . .	142
15. Die europäische Hypothese . . . . .	148
16. Die technisch-rhythmische Bedingtheit des Menschen von heute . . . . .	153
17. Die Magie der Zahl . . . . .	159
18. Der Mythos der Maschine . . . . .	166

*Die Weiterführung  
der Gedanken dieses Buches bringt*

*Dr. Colin Roß*

in

# Der Wille der Welt

Eine Reise zu sich selbst

7. Auflage — 224 Seiten

Geheftet M. 2.90, Leinen M. 3.60

\*

Roß gibt in dem Werk gleichsam das geistige Ergebnis seiner Reisen und der durch sie gewonnenen Weltanschauung für sich selbst, weder eingeschworen auf irgendein psychologisches und religionswissenschaftliches System. Er entwickelt seine eigene ernste und harte Lebensphilosophie. Wie er stets einen sichern und freien Blick für die charakteristischen Merkmale einer Landschaft, eines Volkes und von dessen Leben und Sitten gehabt hat, sucht er auch jetzt das Typische und mehr Beständige aus all seinen Reiseerfahrungen und seiner eigenen Gedankenwelt herauszuschälen und zu einer Art neuen philosophischen Anschauens, sagen wir zu einer ethnologisch-technologischen Realphilosophie zusammenzufassen... Schier überwältigend ist die Gedankenfülle, die uns aus dem Werk von Roß entgegensprudelt. Wer sich gern in Dinge des Weltgeschehens vertiefen und zu freien, gehobenern Ansichten über sich selbst und seine Mitmenschen gelangen will, dem ist das Buch von Roß zu empfehlen, er wird es nicht, ohne vielerlei Anregungen empfangen zu haben, aus der Hand legen. Das Buch will langsam gelesen und reich überdacht sein.

— Prof. Dr. Max Eckert in der Kölnischen Zeitung.

---

*F. A. Brockhaus | Leipzig*





11024